Я.Б.3
115

УНИВ. БИБЛИОТЕКА
Р. И. Бр. 12940

Memoiren

S. K. H.

Anton Philipps von Orleans,

Herzogs von Montpensier,

Prinzen von Geblüt.

Nach

der zweiten Auflage des Französischen übersetzt

von

Gustav Sellen.

ГОСУДАРСТВЕННАЯ ПУБЛИЧНАЯ БИБЛИОТЕКА

Leipzig,
Verlag der Taubert'schen Buchhandlung.

1828.

Vorbericht
über den Herzog von Montpensier.

Anton Philipp von Orleans, Herzog von Montpensier, ist der Sohn des Herzogs Louis Philipp Joseph von Orleans und der Prinzessin Louise Marie Adelaide von Bourbon-Penthievre. Er erblickte das Licht der Welt den 3. Juli 1775. So wie seine übrigen Brüder, ward auch er durch Madame Genlis nach dem Systeme erzogen, welches J. J. Rousseau in seinem „Emil" aufstellt. Frühzeitig zeigte er Geschmack für die schönen Künste. Ihm war eine große Zartheit des Geistes eigen. Er schrieb mit Gefühl und befleißigte sich der Malerei mit glücklichem Erfolge.

Bei'm Ausbruche der Revolution wollte er, gleich dem Herzoge von Chartres, dessen Ge-

sinnungen er theilte, Frankreichs Boden vertheidigen helfen, und trat daher als Seconde-Lieutenant bei dem 14. Dragoner-Regimente ein, das sein ältester Bruder als Obrist befehligte. Als der Herzog von Chartres zum General befördert wurde, ward er dessen Adjutant, und machte als solcher die Schlacht von Valmy mit. Sein Betragen an diesem Tage bewirkte die ehrende Erwähnung, welche der General Kellermann seiner in dem folgenden Briefe thut.

Hauptquartier Dampierre sur Auve,
den 21. September 1792, 9 Uhr Abends.

„Wegen der Wahl in Verlegenheit, will ich unter „denen, welche sich durch ihren Muth besonders „ausgezeichnet, nur den Herrn von Chartres, und „dessen Adjutanten, den Herrn von Montpensier, „nennen. Des Letztern kaltes Blut in einem „der anhaltendsten Feuer, welches man sehen „kann, verdient die rühmlichste Erwähnung."
(Moniteur, 22. September 1792.)

Als Obristlieutenant und General-Adjutant

gab der Prinz bei Gemappe abermals Beweise seiner Tapferkeit. Im Laufe des Winters kam er unter die Befehle des General Biron zur italienischen Armee, aber im Monat April 1793 ward er, in Folge der allgemeinen Verordnung gegen sämmtliche Bourbons, zu Nizza verhaftet, und nach Marseille in die Bastei unserer Lieben Frauen von der Hut gebracht, wo er auch den Herzog von Orleans, seinen Vater, den Grafen von Beaujolais, seinen Bruder, die Herzogin von Bourbon, und den Prinzen von Conti fand.

Der Prinz selbst möge die Begebenheiten seiner langen Gefangenschaft erzählen. Man wird in den Memoiren die Erinnerung an seine persönlichen Leiden mit denen der merkwürdigsten Ereignisse verwebt finden. Seine Erzählung, höchst anziehend an sich, zeigt auch noch neue Züge zu dem Gemälde jener Zeit, und giebt in ihrer schauderhaften Wahrheit ein Bild der Greuelthaten, welche Zug um Zug den Mittag Frankreichs zerfleischten.

Der Herzog von Montpensier schmachtete seit 43 Monaten in Marseille's Gefängnissen, als das Directorium seine und des Grafen von Beaujolais Fesseln zu brechen versprach. Doch als Preis der Freiheit ward verlangt, daß ihr ältester Bruder, der Herzog von Orleans, Europa verlassen solle.

Dieser Prinz, nach der Schlacht von Neerwinden, 1793, auf die Proscriptionsliste gesetzt, hatte damals Frankreich verlassen, seit der Zeit unter angenommenem Namen die Schweiz durchreist, und später einen Theil von Deutschland, Dänemark, Schweden und Norwegen, und war sogar durch Lappland nach dem Nord-Cap gedrungen. 1796 befand er sich in Holstein. Dorthin überschickte ihm der Gesandte der französischen Republik von Bremen aus einen Brief seiner Mutter, der verwittweten Herzogin von Orleans. In den zärtlichsten Ausdrücken beschwor die Fürstin ihren Sohn, bei'm Wohle ihrer andern Kinder, Europa zu verlassen, und nach Amerika zu gehen.

Der Herzog von Orleans säumte nicht, diese Bitte zu erfüllen. Er ging von Hamburg nach Philadelphia unter Segel. Seine Abreise verschaffte dem Herzog von Montpensier und dem Grafen von Beaujolais die Freiheit. Sie schifften sich in Marseille ein. Ihre Reise dauerte lange, und war mit vielen Mühseligkeiten verknüpft. Widrige Winde hielten sie allein im mittelländischen Meere 23 Tage zurück. Sie erreichten Amerika erst im Februar 1797, wo sie mit dem Herzoge von Orleans wieder zusammentrafen. Die Bestimmung der drei Brüder ward sich unter dem fremden Himmelsstriche gleich. Nach so langer Trennung fühlten sie das Bedürfniß, immer vereinigt zu bleiben. Sie beschlossen eine Reise in das Innere der vereinigten Staaten, und gingen nach Baltimore, von da nach Virginien. Zu Mount-Vernon besuchten sie den General Washington, der sie, kurze Zeit vorher, ehe er die Präsidentschaft niederlegte, zu sich in seine Einsamkeit eingeladen hatte. Wir wollen ihnen nicht folgen, weder zu den Cherakis, einer

wilden Nation, in deren Mitte sie zwei Tage verlebten, um einigen Festen beizuwohnen, noch in die Wüsten Canada's, noch zu dem berühmten Wasserfalle des Niagara, von dem der Herzog von Montpensier eine der schönsten Ansichten aufgenommen, und zu einem großen Gemälde ausgeführt hat. Dieses wird nebst mehreren andern von seiner Hand in der Galerie des Palais Royal aufbewahrt. Glücklich überstanden die drei Brüder die Gefahren und Beschwerlichkeiten dieser langen und mühevollen Reise durch unbewohnte Länder. Sie waren jung und wieder vereinigt nach langem Leiden. Sie reiseten zusammen, und ohne Fesseln, in einem Lande, welches ihnen durchaus fremd war, und für den Europäer viel Merkwürdiges enthält; dies versüßte ihnen das Herbe ihres Schicksals in etwas.

Bald nachdem sie in Philadelphia wieder angelangt waren, im Monat Juli 1797, brach das gelbe Fieber dort aus. Die reichsten Erben Europa's vermogten, aus Mangel an Gelde, diesen tödtlichen Aufenthalt nicht zu verlassen.

Erst im Monat September konnten sie sich durch ihre Mutter, welche für den Augenblick wieder in den Besitz ihrer Güter gesetzt worden, eine hinreichende Summe verschaffen, um eine neue Reise zu unternehmen. Sie gingen nach New-York, Massachusets, New-Hampshire und Maine. Als sie nach Boston kamen, ward ihnen durch die öffentlichen Blätter die Nachricht von der Deportation ihrer verehrungswerthen Mutter. Sogleich reisten sie nach Philadelphia. Dort erfuhren sie, daß ihre Mutter nach Spanien gebracht sei, und hatten nun keinen andern Gedanken, als wie sie bald zu ihr gelangen könnten. Nur ein Weg schien ihnen offen zu stehen; dies war, für's Erste nach Louisiana zu gehen (welches damals dem Könige von Spanien gehörte), und dann nach Havanna zu gelangen zu suchen, von wo öfters Kriegesschiffe nach Spanien gesandt wurden. Auf einem derselben hofften die Brüder Plätze als Passagiere zu erhalten.

Den 10. December 1797 reisten sie von Philadelphia ab, und schifften, von Eis um-

geben, den Ohio und Missisippi abwärts bis nach New-Orleans, dessen Gouverneur und Einwohner die Prinzen mit vieler Auszeichnung aufnahmen. Von dort gingen sie nach Havanna unter Segel, und als der spanische Gouverneur dem General-Capitain dieser Insel den Befehl sandte, den Aufenthalt der Prinzen nicht länger zu dulden, wandten sie ihre Blicke nach den Küsten Großbritanniens, als dem einzigen Zufluchtsort der Verfolgten. Sie bestiegen ein kleines Fahrzeug, welches sie nach New-York brachte; von dort gingen sie auf einem englischen Paketboote nach Falmouth, und erreichten London im Anfang des Jahres 1800 *).

Twickenham ward von den Prinzen zu ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsort gewählt. Dort sollte der Herzog von Montpensier sein Leben

---

*) Alle diese Nachrichten über die Reisen der Prinzen sind Auszüge eines Werkes von vier Theilen, welches dem Herrn von F. zugeschrieben wird, und sich auf „l'Histoire de la Conjuration d'Orleans, par Monjoie“ bezieht.

beschließen. Die Kunst und die zärtlichste Liebe seiner Brüder verschönerten ihm jeden Tag desselben. Aber er trug den Keim des Todes in einem Brustübel in sich, welches ihn im Mai des Jahres 1807 der Welt entriß*). Er ward in Westminster beigesetzt, und erhielt folgende Grabschrift:

---

*) Der Graf von Beaujolais litt an der nehmlichen Krankheit. Die Aerzte Londons riethen ihm, ein freundlicheres Klima, als das rauhe England, zu seinem Aufenthalte zu wählen. Die politische Lage Europa's ließ nur zwischen Maltha und Madeira die Wahl. Der Graf wollte diese Reise nicht unternehmen, der Herzog von Orleans redete ihm aber zu, und versprach, sich nicht von ihm zu trennen. Dann erst gab er nach. Die Brüder langten in den ersten Tagen des Monat Mai 1808 zu Maltha an. Dort erklärten die Aerzte, daß die Luft ihrer Insel tödtend auf den Kranken wirken müßte. Der Herzog von Orleans schrieb daher an den König Ferdinand IV. von Sicilien, und bat um die Erlaubniß, seinen kranken Bruder in die Gegend des Aetna bringen zu dürfen. Noch ehe die Antwort anlangte, hatte der Tod die Leiden des Grafen von Beaujolais geendet. Er war 28 Jahre alt.

Princeps illustrissimus et serenissimus
Antonius Philippus, dux de Montpensier,
Regibus oriundis
Ducis Aurelianensis filius natu secundus,
A tenera juventute
In armis strenuus
In vinculis indomitus
In secundis non elatus,
Artium liberalium cultor assiduus,
Urbanus, jucundus, omnibus comis;
Fratribus, propinquis, amicis, patriae
Nunquam non deflendus,
Utcunque fortunae vicissitudines
Expertus
Liberali tamen Anglorum hospilitate
Exceptus,
Hoc demum in regum asylo
Requiescit.

Nat. III. Julii MDCCLXXV.
Ob. XVIII. Maii MDCCCVII. Aetat. XXX.
In memoriam fratris dilectissimi
Ludovicus Philippus, dux Aurelianensis,
Hoc marmor posuit.

Memoiren
S. K. H.
Anton Philipps von Orleans,
Herzogs von Montpensier,
Prinzen von Geblüt.

Meine Gefangenschaft
während drei und vierzig Monate.

Diese lange und strenge Gefangenschaft begann mit den ersten Tagen des Aprils 1793. Das Hauptquartier der italienischen Armee war damals in Nizza, und ich als General-Adjutant und Obristlieutenant erst kurze Zeit vorher in demselben eingetroffen. Das Heer ward durch den Herzog von Biron befehligt. Dieser brave und ausgezeichnete Mann gab mir täglich neue Beweise seiner alten Anhänglichkeit an unsere Familie sowohl, als auch der Rechtlichkeit seiner Gesinnungen. Ich

ging am 8. April (unglücklicher Tag, den ich nie vergessen werde!) zu ihm, um bei ihm zu Mittag zu essen. Ich traf ihn nicht in dem Speisezimmer, und ging daher nach der Thür seines Cabinets, als er eilig heraustrat, deutliche Spuren großer innerer Bewegung in seinen Mienen. Er erbleichte, als er mich erblickte, und sagte mir dann halblaut, daß er mich allein zu sprechen wünsche. Ich trat sogleich mit ihm in sein Cabinet. Als er die Thür hinter uns verschlossen, sagte er: „Sie sehen mich in Verzweiflung! Ich habe Ihnen schreckliche Neuigkeiten mitzutheilen." In der Ueberzeugung, daß meinem Vater oder meinem Bruder ein Unglück begegnet, fragte ich hastig, ob meine Furcht gegründet sey. „Nein! entgegnete er mir. Nur von Ihnen ist die Rede." — „Wenn dem also ist, so schöpfe ich Athem. Doch sagen Sie, General, von welchem persönlichen Unglücke werde ich bedroht?" — „Ich erhalte so eben den Befehl, Sie zu verhaften, und Sie unter sicherer Begleitung in die Abtei nach Paris zu senden." — „Doch betrifft dieser Befehl nur mich?" — „Sie allein. Man erwähnt der andern Mitglieder Ihrer Familie nicht, und ich glaube, man würde es mir mitgetheilt haben, wenn es eine allgemeine Maßregel wäre. Doch, — hier ist der Befehl, lesen Sie selbst." — Ich las ihn.

Er war von den Mitgliedern des Wohlfahrts-Ausschusses unterzeichnet, und handelte in der That nur von mir allein. „Nun wohl, General, sagte ich, ich bin Ihr Gefangener.“ Die Thränen traten ihm in die Augen. „Ach, rief er, lassen Sie meiner Anhänglichkeit Gerechtigkeit widerfahren. Sie ist aufrichtig und unbegrenzt. Was kann ich für Sie thun? Reden Sie offen; fußfällig bitte ich Sie darum. Sollten Sie nicht gegen die zeitigen Gewalthaber irgend eine Unvorsichtigkeit begangen haben; sei es in Briefen, in Berichten, oder sonst auf eine andere Art?“ — „Nein, sie müssen zwar die Gesinnungen kennen, die sie mir, so wie jedem rechtlichen Manne, einflößen; aber sie erweisen mir zu viel Ehre, wenn sie mich fürchten.“ — „Doch, glauben Sie sich in Gefahr?“ — „Es ist unmöglich, sich ganz sicher zu glauben, wenn man in solche Hände fällt.“ — „Meine Lage ist schrecklich. Ich wollte tausendmal lieber eine Kugel vor den Kopf, als diesen Auftrag erhalten haben. — Doch, sollten Sie einige Papiere haben, die Ihnen schädlich werden könnten? dann lassen Sie uns eilen, sie zu verbrennen, ehe ein Verzeichniß Ihrer Sachen aufgenommen und Alles unter Siegel gelegt wird.“ — „Wollen Sie die Güte haben, zu mir zu kommen, so können wir gemeinschaft-

lich Alles durchsuchen." — „Ich muß Sie nach Ihrer Wohnung begleiten und eine Schildwache vor Ihre Thür stellen. Dann können Sie nach Paris reisen, wann Sie selbst es wollen. Zur Begleitung auf dieser traurigen Reise werde ich Ihnen ein Commando Gensd'armerie geben." — „Geben Sie mir keine Eskorte, ich bitte dringend darum; es wäre ein sicheres Mittel, mein Verderben zu befördern, da es den Jakobinern aller Orte, durch die ich komme, den Glauben einflößen würde, ich sei ein Aristokrat, ein Contrerevolutionair." — „Nun wohl, so werde ich Ihnen keine Eskorte geben, aber ein Offizier in einen grauen Ueberrock gekleidet, soll Sie begleiten."

Nach dieser Unterredung gingen wir nach meiner Wohnung. Gern wäre der General Biron hier einen Augenblick allein mit mir gewesen, aber er konnte den Commandanten des Orts, Namens la Barre, nicht zurückweisen, und so trat dieser mit uns zugleich ein. Er war mir jedoch als ein redlicher Mann bekannt, und da keine Zeit bei Durchsuchung der Papiere zu verlieren war, sagte ich ihm, daß ich dies meiner größern Sicherheit wegen für nöthig hielte, und bat ihn, mir hierbei behülflich zu sein. „Sehr gern, sagte er. Es ist mehr als unnütz, diesen

Leuten Gewalt über sich zu geben. Lassen Sie uns daher eiligst Ihre Papiere säubern."

Unter mehreren Briefen, durchaus gleichgültigen Inhalts, befanden sich auch zwei meines ältesten Bruders, in denen er kraftvoll und mit Abscheu seine Meinung über die Wendung aussprach, welche die Sache genommen, in der wir thätig waren, und worin er deutlich seine Sehnsucht ausdrückte, sich von dieser Sache zu trennen. Diese Briefe würden hingereicht haben, mich des Verständnisses mit einem Contrerevolutionairen zu überführen, und folglich mich zu verderben. La Barre verbrannte sie mit einem Eifer, der mich um so mehr mit der regsten Dankbarkeit erfüllte, da ich nie in genauer Verbindung mit ihm gewesen. Dieser La Barre war vor der Revolution Obristlieutenant, jetzt aber Obrist bei'm Regiment Lorraine-Dragoner und Commandant der Stadt Nizza. Einige Zeit darauf wurde er zum Feldmarschall ernannt, und blieb dann in einem Gefecht gegen die Spanier. Innig habe ich es bedauert, diesem edlen Manne nie beweisen zu können, wie sehr ich die Zartheit seines Benehmens erkannte. Doch, auf meine Begebenheiten zurück zu kommen. Einen Augenblick nach der Vernichtung jener beiden Briefe trafen die Municipal-Beamten ein, welche auf Befehl der Commissaire des Convents meine Sachen ver-

siegelten. Sie fanden nichts; damit sie sich aber nicht unnütz bemüht hätten, legten sie unbedeutende Briefe, öffentliche Papiere, und sogar unbeschriebenes Papier unter Siegel. Nachdem sie dies gethan und meine sämmtlichen Sachen untersucht hatten, entfernten sie sich, ziemlich übelgelaunt. Der unglückliche Biron, der dies Alles mit angesehen, trat jetzt auf mich zu, drückte mir innig die Hand, und verließ dann, ohne ein Wort zu sprechen, mein Zimmer mit solcher Eile, daß er sogar Hut und Handschuh liegen ließ. Ich sandte sie ihm nach, und benutzte diese Gelegenheit, ihm in einigen Zeilen die feste Dauer meiner aufrichtigsten Freundschaft zuzusichern, und ihm nochmals für die Theilnahme zu danken, von der er mir so überführende Beweise gegeben. Mündlich ließ er mir erwidern, ich habe ihm eine große Beruhigung dadurch gewährt, daß ich der Aufrichtigkeit und Herzlichkeit seiner Gesinnungen gegen mich Gerechtigkeit widerfahren lassen; dennoch aber sei er tiefbetrübt, und müsse sich stets wiederholen, daß mein Alter (ich war damals $17\frac{1}{2}$ Jahr alt) und der geringe Nutzen, den man aus meinem Verderben ziehen könnte, mich vor aller ernsthaften Gefahr sicherten*).

*) Der Herzog von Biron, späterhin unter dem Namen des Herzogs von Lauzun, durch seine

Der Mensch, der diesen Auftrag besorgte, sagte mir, daß die Schildwache vor meiner Thür durchaus keine Instruction habe, mich wahrscheinlich nicht kenne, vielleicht sogar nicht einmal wisse,

---

abenteuerliche Galanterie, seinen Verstand und seinen Muth berühmt geworden, war der ganzen Familie Orleans innig ergeben. Seine Freundschaft mit dem Herzog von Orleans schrieb sich von ihrem gemeinschaftlichen Eintritte in die große Welt her. Sie waren von gleichem Alter, und eine Uebereinstimmung der Gefühle, Gewohnheiten und Ansichten befestigte ihre Verbindung bald unauflöslich. In die Conciergerie gebracht, erschien der Herzog von Biron am 31. December 1793 vor dem Revolutions-Tribunal, welches ihn ohne Zögern zum Tode verurtheilte. Er hörte sein Urtheil mit stoischer Gelassenheit. Als er in sein Gefängniß zurückgekehrt war, nahm dieser Stoicismus den Karakter der epikuräischen Gleichgültigkeit an, welche ihm in seinen besseren Jahren eigen gewesen war. Er ließ sich Austern und weißen Wein bringen. Während er diese verzehrte, erschien der Scharfrichter. Mein Freund, sagte der Herzog, ich stehe zu Diensten, doch laßt mich erst ruhig meine Austern verzehren; ich werde nicht lange zögern. Bei Euerm Geschäfte muß Kraft Euch nöthig sein, daher trinkt ein Glas Wein mit mir. Biron füllte hierauf das Glas des Scharfrichters, des Schließers und sein eigenes; dann ging er

daß sie mich bewache; ich könne daher leicht meine Wohnung verlassen, wenn ich es wolle. Nach der Zeit habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß das, was ich damals für die Folge der Unordnung oder Vergessenheit hielt, wohlüberdachte Maßregel des General Biron war, um mir Gelegenheit zur Flucht zu geben; denn er war viel betrübter und ängstlicher über mein Schicksal, als ich selbst. Nach kurzer Ueberlegung beschloß ich, diese Gelegenheit, Zufall oder Absicht, nicht zu benutzen. Ich war überzeugt, daß ich mich retten könne, sobald ich es wolle; doch was konnte Freiheit und Leben mir nützen (vorausgesetzt, daß mein Leben wirklich gefährdet war, was ich damals aber keinesweges glaubte), wenn ich meiner, vielleicht ungegründeten Furcht, die Ruhe und Sicherheit der theuern Wesen opferte, die ich in Frankreich zurücklassen mußte, und denen man das Geständniß meines Aufenthalts ohne Zweifel zu erpressen versucht hätte? Dies bestimmte meinen Entschluß, und ich verwarf jeden Gedanken an

---

auf den Richtplatz, wo er den Tod mit dem ausgezeichneten Muthe erlitt, der die Mehrzahl der Opfer jener Zeit berühmt gemacht hat. (Auszug aus der Biographie der Zeitgenossen). Anmerkung der Herausgeber.

Flucht. Die Lage, in der mein Bruder sich befand, war ganz verschieden von der meinigen. Da er, gleich dem General Dümouriez, gezwungen gewesen, seine Gesinnungen auszusprechen, konnte ihm kein Zweifel über das Schicksal bleiben, welches man ihm zu bereiten gesonnen war. Er entfloh, und that sehr wohl daran. Was mich betrifft, so hatte ich keine Ahnung von den Vorfällen bei der Armee Dümouriez's. Um mich davon in Kenntniß zu setzen, sandte mein Brnder mir einen verkleideten Courier, der, der größten Eile ungeachtet, erst dreißig Stunden nach meiner Verhaftung eintraf. Er begegnete mir etwa vierzig Lieues von Nizza, in Begleitung eines Officiers der Gensd'armerie. Meinen Kammerdiener, welcher zu Pferde war und von ihm erkannt wurde, fragte er, wo ich sei. Als er erfuhr, daß man mich zur Gefangenschaft führe, bat er meinen Diener, seiner gegen Niemand zu erwähnen, selbst gegen mich nicht, und gab sich nun für einen bloßen Boten aus, der Briefe an den General Biron zu überbringen habe*).

Ich reiste von Nizza des Abends um 8 Uhr ab. Ein Officier der Gensd'armerie und ein Quartiermacher saßen mit mir in dem Wagen, mein Kammerdiener ritt nebenher. Bis Aix begegnete

*) Alles dies erfuhr ich erst lange Zeit nachher.

mir nichts Bemerkenswerthes; es müßte denn das sein, daß, als wir durch Brignoles fuhren, eine große Anzahl Jakobiner, welche auf dem Markte versammelt waren, meinen Wagen anhielten, und unsere Päße zu sehen verlangten. Der Officier, ein höchst rechtschaffener Mensch, der bei ähnlichen Gelegenheiten das Leben Mehrerer, die er in das Gefängniß brachte, gerettet hatte, antwortete mit festem Tone, daß er dem Convente Depeschen überbringe, und daß nur Feinde des öffentlichen Wohls seine Ankunft verzögern könnten.

Man schrie, man wolle die Briefschaften sehen, da man glaube, wir seien verkleidete Aristokraten.

„Wenn ich meine Befehle vorzeige, sagte der Officier mir leise, so sind Sie verloren; denn wissen Jene, wer Sie sind, so zerreißen sie Sie in Stücken. Doch sein Sie außer Sorge. Erst müssen sie mir das Leben rauben, ehe das Ihrige gefährdet wird.“ Dann sich zur Masse wendend, sagte er, daß er weder seine Papiere, noch die seiner Obhut anvertrauten und im Wagen befindlichen Sachen ihnen zeigen könne, daß sie jedoch den Maire oder den Procureur der Gemeinde schikken möchten. Diesen wolle er seine Befehle vorzeigen. Murmelnd ward diese Forderung bewilligt, und bald darauf erschienen die genannten Personen. Mein braver Hüter, dessen Name Pelissier war,

las ihnen seine Instruction vor, indem er sie nach seinem Belieben abänderte. Dann zeigte er ihnen die Unterschriften der Commissaire des Convents und die des commandirenden Generals, und sagte: „Sie sehen, meine Herren, daß Alles in der Ordnung und meine Sendung von Wichtigkeit ist; dulden Sie daher nicht, daß man mich länger aufhalte. Darauf befahl er dem Postillion, zuzufahren. Dieser gehorchte, obgleich noch mehrere Male: Halt! halt! hinter uns her geschrieen ward.

In Aix kamen wir am 11. April um zwei Uhr des Morgens an. Wir wollten ohne Aufenthalt grade durchfahren, um Paris so bald als möglich zu erreichen, denn mein Begleiter, der schon öfters mit den Jakobinern der mittäglichen Provinzen in Berührung gekommen war, versicherte, daß er nicht eher ruhig sein werde, bis wir diese hinter uns hätten, daß er mich aber in Gefahr glaube, so lange wir noch in diesen Provinzen wären*). Doch an dem Thore fanden wir eine zahlreiche Wache, welche unsern Wagen anhielt, ihn umringte und uns nach der Municipalität führte. Dort hatten wir eine

*) Weder er noch ich vermutheten damals, daß ich diese gefürchteten mittäglichen Provinzen nicht verlassen, und daß gerade dies meine Rettung bewirken würde.

Art Verhör zu bestehen. Ich sage wir, denn mein Begleiter, welcher für einen verkleideten Aristokraten gehalten ward, mußte ebenfalls auf ihre Fragen antworten. Alle Vorstellungen gegen die Verzögerung seines Auftrages fruchteten nicht, eben so wenig wie seine Erklärung, daß diejenigen, welche diese verursachten, sich des Ungehorsams gegen die Befehle der Behörden schuldig machten. Die Herren hörten nicht auf seine Worte, und ihr verstohlenes Lächeln zeigte ihre Freude über den wichtigen Fang, den sie gethan zu haben glaubten. Sie befahlen uns, in einem benachbarten Zimmer das Ende ihrer Berathungen abzuwarten. Mein Begleiter war wüthend, aber dennoch mußte er gehorchen, und ich vermochte nicht, einen Scherz darüber zu unterdrücken, daß er aus meinem Wächter mein Mitgefangener geworden sei. Er nahm dies sehr gut auf, und versicherte, meine Sicherheit sei sein Hauptaugenmerk, und er vorzüglich deshalb über seine vergeblichen Vorstellungen aufgebracht. „Denn, fügte er hinzu, ich kenne nichts Verabscheuungswürdigeres und Empörenderes, als die Menschen, welche, um einem niedrigen Pöbelhaufen zu gefallen, ohne Bedenken die rechtschaffensten und unschuldigsten Männer aufopfern. Während unsers Gesprächs hörten wir jetzt plötzlich vor dem Saale, in welchem unsere Richter ihre Sitzungen hielten, und der un-

mittelbar an unser Zimmer stieß, einen bedeutenden Lärm. Wir wollen hinein! schrieen mehrere Stimmen. Ihr dürft nicht! entgegneten andere. Die Schläge und Stöße gegen die Thüre wurden hierauf verdoppelt, und bald war der Eingang erzwungen. Sogleich stürzte eine Masse des niedrigsten Volkes in rothen Mützen und dem wahrsten Sanscülotten-Aufzuge in jenen Saal. Zu unserm Glücke kamen fast in dem nämlichen Augenblicke mehrere Officiere und Soldaten der Nationalgarde herzu, und riefen: „Bürger, wer gab Euch das Recht, hier einzudringen und die Wachen zu überwältigen, die man an die Thüren gestellt hatte?" — „Das Volk gab uns das Recht, rief Einer. Wißt Ihr nicht, daß das Volk unumschränkt ist?" — Gegen diesen Grund ließ sich nichts einwenden. — „Doch, sagte ein Anderer, soll Niemandem ein Leid geschehen. Wir sind nur gekommen, um die Gefangenen zu sehen, die man uns verbirgt, und die wir kennen lernen wollen." In diesem Augenblicke traten mehrere Municipalbeamte in Schärpen ein, und befahlen dem Haufen, sich zu entfernen, was er denn auch ohne Zögern that.

Nach diesem Auftritte, der, wie man sich denken kann, vorzüglich im Anfange, höchst beunruhigend für uns war, mußten wir noch nahe an zwei Stunden warten, ehe man uns nach dem Saale

forderte, in den man uns zuerst geführt hatte. Es war etwa 5 Uhr des Morgens. Wir fanden hier die District-Verwaltung, welche sich mit der Municipalität vereinigt hatte, um über unser Schicksal zu rathschlagen.

Der Präsident theilte uns den endlichen Beschluß mit, welcher darin bestand, daß wir in Aix bleiben sollten, bis der Befehl der Departements-Verwaltung, welche in Marseille ihren Sitz hatte, angekommen sein würde. Ein Courier war bereits abgeschickt worden, um diesen Befehl einzuholen. Mein Officier wollte auf's Neue Vorstellungen machen; aber vergebens. Man gebot ihm Schweigen. Ich bat hierauf, irgendwo etwas schlafen zu dürfen, denn ich war in der That so ermüdet, daß ich im Stehen einschlief. Meine Bitte ward bewilligt, und ich in ein Zimmer geführt, wo ich mich ganz angekleidet niederlegte. Erst gegen 12 Uhr erwachte ich. Man brachte mir Frühstück, und sagte mir zu gleicher Zeit, daß die Bürger von Aix mich zu sehen verlangten. Sie würden mir kein Leid zufügen, doch müsse man ihrer Neugierde genügen; die Thüren würden daher geöffnet werden, damit Jedermann nach Belieben mich betrachten könne. Ich gestehe, daß mir diese Nachricht höchst zuwider war; dennoch mußte ich mich fügen. Jede Art von Widersetzlichkeit wäre Tollheit gewesen. Ich

nahm ein Buch zur Hand, um meine Aufmerksamkeit zu fesseln. Bald ward ich durch die frechen Blicke dennoch entrüstet. Ich fragte daher diejenigen, welche sich mir am meisten näherten, ob sie fänden, daß Nase, Mund und Augen bei mir ungefähr auf der nämlichen Stelle säßen, als bei ihnen. — Da mein Zimmer zu klein war, alle Neugierigen auf ein Mal zu fassen, ließ man sie nach und nach ein, und dieser Wechsel dauerte bis gegen Abend, das heißt, 5 bis 6 Stunden.

Am folgenden Tage, den 12. April, des Morgens, sagte man mir, daß zwei Administratoren der Departements-Verwaltung von Marseille angekommen wären, und den Befehl gebracht hätten, mich dorthin zu führen. Ich solle da so lange bleiben, bis ein Courier, den man bereits abgefertigt, den Befehl des Convents überbringen werde. Bald darauf traten die Administratoren zu mir ein. Sie redeten mich ziemlich höflich an, theilten mir ihre Instructionen mit, und sagten mir dann, daß ich durch eine Compagnie Grenadiere der National-Garde nach Marseille escortirt werden sollte, und daß sie für meine Sicherheit gut sagten. Ich entgegnete, ich sei hierüber gar nicht besorgt, und sie möchten mit mir verfahren, wie sie es gut dünke. Bald darauf ergriff der Officier der Gensd'armerie die Gelegenheit, heimlich mit mir zu sprechen.

„Man trennt mich von Ihnen, sagte er. Seit gestern Abend weiß ich es, so wie Ihre Reise nach Marseille, die mich sehr beunruhigt, da dessen Pöbel zu dem wildesten gehört. Doch man hat mich versichert, daß Ihre Führer ihn beschwichtigen würden, und daß man nichts Uebles gegen Sie im Sinne hätte.“ Ich dankte ihm lebhaft für die Theilnahme, die er mir bezeigte; dann durch die Administratoren gerufen, verließ ich das Haus, von einer zahlreichen Wache umgeben. Wir stiegen in einen Wagen und fuhren so durch die Straßen von Aix, die sämmtlich mit einer Menge von Menschen erfüllt waren. Kaum waren wir außer der Stadt, als einer der Administratoren mir sagte, wenn ich seinem Rathe folgen wollte, sollte ich aussteigen, und den Weg bis Marseille zu Fuße zurücklegen. Wir würden dort eine zahllose Menge meiner wartend finden, und obgleich keine Gefahr vorhanden sei, habe er dennoch beschlossen, den leeren Wagen durch die größeren Straßen fahren zu lassen, während ich, von ihnen umringt, durch kleinere und abgelegenere, nach dem Departementshause gebracht werden sollte. Ich dankte für diese Vorsichtsmaßregeln, und folgte sogleich ihrem Rathe, indem ich aus dem Wagen stieg, um die ganzen 8 Lieues, welche Aix von Marseille trennen, zu gehen. Während des Weges mußte ich die beleidigendsten Reden

mehrerer Grenadiere meiner Bedeckung mit anhören. „Ja! sagte Einer von ihnen, den alten Stamm haben wir wohl gefällt*), doch ist nur die Hälfte gethan, wenn die Schößlinge nicht auch ausgerottet werden. Leicht könnte sonst der Baum dennoch wieder grünen.“ — Ein allgemeines Gelächter folgte dem Witze, und bezeugte, daß man ihn gut heiße. Darauf nahm ein Anderer das Wort, und versuchte auf die nämliche Art den Beifall seiner Kameraden zu erhalten. Ich that, als achte ich nicht auf ihre Reden, und unterhielt mich mit denen, die mir zunächst gingen, indem ich sie nach den Gutsbesitzern der Gegend, den Eigenthümern der Lusthäuser und Gärten fragte, welche wir vom Wege aus liegen sehen konnten. Einer näherte sich mir, und sagte im theilnehmendsten Tone und mit gedämpfter Stimme: „Ich bin in Verzweiflung, daß Sie die schändlichen Worte dieser Ungeheuer anzuhören gezwungen sind; doch kümmern Sie sich deshalb nicht, und sein Sie überzeugt, daß Sie in diesem Augenblicke von redlichen Männern umgeben sind, die aufrichtigen Antheil an Ihrem Schicksale nehmen.“ So gut und schnell, als es der Augenblick gestattete, dankte ich dem Redlichen für die Worte des Trostes. „Das Vergnügen, welches Sie mir so eben mach-

*) Anspielung auf den Tod Königs Ludwig XVI.

ten, sagte ich, übersteigt bei weitem den Verdruß, welchen ich vorher empfand."

Auf der Hälfte des Weges aßen wir zu Mittag, und langten gegen sechs Uhr Abends bei den Vorstädten von Marseille an. Wie man es mir gesagt, war hier eine Masse von Menschen versammelt, die mit Ungeduld des Staatsgefangenen harrte, den man ihnen zuführte. Die Municipalbeamten und Administratoren des Departements und des Districts, mit ihren Schärpen bekleidet, waren mir gleichfalls entgegengekommen, wie sie sagten, um über meine Sicherheit zu wachen. Sie umringten mich und zwei von ihnen nahmen mich jeder bei einem Arme. „Erschrecken Sie nicht, sagten sie dabei; dies Alles geschiehet nur Ihrer Sicherheit wegen." Ich entgegnete, daß ich daran durchaus nicht zweifle, und weit entfernt sei, die mindeste Furcht zu empfinden. Doch bei mir selbst dachte ich, daß dies nur dazu dienen solle, mich in den Augen des Volkes als einen höchst Schuldigen erscheinen, und so niedermetzeln zu lassen. Dennoch setzten wir unsern Weg ziemlich ruhig fort, obgleich wir von Zeit zu Zeit heftig gedrängt wurden, und einzelne Leute drohende Bewegungen gegen mich machten. Endlich kamen wir zu einem großen Gebäude, welches ich für das Departements-Haus

hielt. Wir traten hier in einen Saal, wo ich sogleich ausruhete, denn ich war äußerst ermüdet. Der Präsident trat auf den Balcon, und hielt eine lange Rede an das Volk, um es zur Ruhe zu ermahnen, und zu versichern, daß das Gesetz den Gefangenen bestrafen solle, wenn er schuldig befunden würde; doch möchten sie sich erinnern, daß allein das Gesetz dies Recht habe. Darauf lobte er die Nationalgarde ihrer Sorgfalt und ihrer Wachsamkeit wegen. Nun kam er zu mir, und sagte mit wahrhaft freundschaftlichem Tone, daß ich sehr müde sein müsse, daß er aber bereits ein Zimmer bereiten lasse, wo ich der Ruhe pflegen könne. „Sie werden sich dort nicht allzugut gefallen, fuhr er fort; doch ein Soldat weiß, was es heißt, eine schlechte Nacht haben. Auch können Sie darauf rechnen, nicht lange an dem Orte zu bleiben.“ Bald darauf geboten mir einige Herren, ihnen zu folgen. Nachdem wir über mehrere Flure fortgeschritten waren, kamen wir in einen engen Durchgang, welcher die Aussicht auf einen sehr dunkeln Hof hatte. Hier bemerkte ich, daß man ein Gitter hinter uns schloß. Am Ende dieses Ganges war ein Loch, etwa acht Quadratfuß groß, entsetzlich unreinlich und stinkend, und nur durch ein kleines vergittertes Luftloch, welches nach dem Hofe ging, erhellt. So war es hier durchaus

dunkel, obgleich draußen der Tag noch lange nicht zu Ende ging.

Ich gestehe, ich glaubte nicht gleich, daß man mir diesen Aufenthaltsort bestimme, und ward versteinert, als der Präsident mir sagte: „Bürger, wir bedauern, daß wir Euch keinen bessern Ort, als diesen, anweisen können, doch, Eure Sicherheit heischt es; trachtet daher nach Geduld, bis man ein besseres, und eben so sicheres Gemach für Euch bereitet haben wird." —

„Dieses Loch, entgegnete ich, ist doch gewiß nur für Verbrecher bestimmt, und ich hoffe, daß Sie mich nicht als einen solchen behandeln wollen."

„Nein; doch, noch einmal, es ist uns für jetzt nicht möglich, Sie besser unterzubringen; denken Sie, daß es Ihrer Sicherheit wegen geschieht. Wir werden Ihnen Matratzen, Stühle, einen Tisch, kurz, Alles senden, was Ihnen Noth thut, und so werden Sie sich recht gut hier befinden. Guten Abend, Bürger." —

Und sie gingen. Ich antwortete nicht, doch nachdem ich aus der Art von Starrsinn erwachte, in die mich diese Behandlung geworfen, sah ich mit Vergnügen, daß man mich in meinem schwarzen Loche nicht einschloß, sondern mir die Freiheit ließ, bis an das Gitter am Ende des engen Durchgangs zu gehen. Ich benutzte diese Vergünstigung

sogleich, indem ich fragte, ob. ich nicht Licht bekommen könnte. Bald darauf kam ein kleiner Mann zum Vorschein, in rother Mütze, eine kurze Pfeife im Munde, und vollkommen den Schließern und Gefangenwärtern auf dem Theater gleichend. Er hatte eine Laterne in der Hand, und sagte, nachdem er mich mit den Augen gemessen und vorher das Gitter hinter sich wieder verschlossen hatte: „Das Gesetz bewilligt Ihnen kein Licht, doch die Gefangenen, welche Geld haben, können sich verschaffen, was sie wollen; auch hat man mir befohlen, Sorge für Sie zu tragen.“ Er drückte sich nicht in gutem Französisch aus, denn er sprach ein provenzalisches Patois, welches ich damals nur mit Mühe verstand. Seit der Zeit hatte ich Gelegenheit, mich hierin zu üben. „Sie können, entgegnete ich, wegen der Bezahlung vollkommen ruhig sein. Sie sind doch der Aufseher dieser Gefängnisse? — Aber sagen Sie mir, wie man diesen Ort nennt?“ —

„Wissen Sie nicht, daß Sie im Palais sind?“

„Nein, ich wußte es nicht. Doch, werden hier nicht die Criminal-Verbrecher aufbewahrt?“ —

„Nein, die sind noch tiefer. Sie sind im ersten Stock. Die Criminal-Gefangenen sitzen noch bei weitem schlechter, und bringen mich fast zur Verzweiflung. Jetzt schlafen sie, doch morgen wer-

den Sie sie schon hören, denn am Tage machen sie einen gräulichen Lärmen."

Als er mir das Licht gebracht, wollte ich mich wieder in mein Gemach begeben, um der Ruhe zu genießen, doch es war hier so feucht, und es herrschte ein so übler Geruch, daß es mir unmöglich war. Ich beklagte mich gegen den Schließer, und er bot mir an, ein Reisbund zu verbrennen, was ich mit Freuden annahm.

„Was die Unreinlichkeit betrifft, sagte er, so wollen wir das morgen am Tage Alles wegschaffen."

Darauf zündete er das Reisbündel an, und ging. Ich setzte mich neben das Feuer und überließ mich meinen trüben Gedanken, als ich hinter mir eine rauhe Stimme schreien hörte: „Man will mich verbrennen! man will mich verbrennen!" Ich sah mich um, und erblickte einen Greis mit langem, grauem Barte, und mit Lumpen bekleidet, der eilig eine Treppe im Hintergrunde meines Gemaches heraufstieg, welche mich die Dunkelheit bisher nicht bemerken ließ. Ich wußte anfangs nicht, was ich von dieser Erscheinung denken sollte, doch bald hielt ich mich überzeugt, daß es ein Unglücklicher sei, den die Gefangenschaft des Verstandes beraubt habe. Sein Anblick aber war mir unangenehm und überraschend zugleich. Als mein Schließer zurückkam, sagte ich ihm, was sich so eben ereignet hatte, und

fragte ihn nach dem Unglücklichen. Er lachte und sagte: „Ach, das ist der alte Maire von Salon. Er wohnt hier unter Ihnen, und wird wohl heraufgestiegen sein, um sich zu wärmen. Er ist etwa zwei Monat hier. Doch, mag er immer den Verrückten spielen, der Guillotine entgeht er nicht.“ Und in der That ward der Arme einige Zeit darnach auf das Blutgerüst geschleppt, ohne daß man untersucht hatte, ob er wirklich verrückt sei. Was konnte das auch bei diesen Ungeheuern ausmachen, sobald sie sich ihre Opfer ersehen hatten?

Mein Schließer, der sehr geschwätzig war, und nicht genau wußte, wer ich sei, obgleich er einige Ahnung davon hatte, wollte sich durch folgende Fragen davon überzeugen. „Man sagt, Sie wären „ein ci-devant großer Herr, und sogar sehr reich; „ist es wahr?“ —

„Sie wissen gewiß eben so gut, als ich selbst, was daran ist.“ —

„Nein, meiner Treu, ich bekümmere mich um nichts, als die Gefangenen zu bewachen, und Sorge für sie zu tragen; denn ich bin hier nur der Zweite (er war Unterschließer); niemals frage ich, ob Dieser oder Jener Jakob oder Peter heißt. Ich habe nur sagen hören, daß Sie reich wären, und, bei Gott, ich bin ärgerlich gewesen, daß man einen jungen Menschen, wie Sie, in's Gefängniß setzte;

denn Sie scheinen noch sehr jung und ein recht guter Junge zu sein."

Ich dankte ihm für seine Schmeichelei, befriedigte aber seine Neugier nicht. Als er sah, daß ich nicht aufgelegt sei, Theil an seiner Unterhaltung zu nehmen, ging er; doch bald darauf kehrte er mit meinem Kammerdiener zurück. Der Anblick dieses Letztern verursachte mir eine unendliche Freude. Er hieß Gamache, und war, ohne mich je auch nur einen Augenblick zu verlassen, seit meiner ersten Kindheit in meinem Dienst. Er hatte um die Erlaubniß nachgesucht, und sie erhalten, mich in meinem Gefängnisse zu bedienen, und sogar meine Bestellungen in der Stadt zu besorgen, unter der Bedingung, durch eine Wache begleitet, und bei'm Gehen, wie bei'm Kommen, genau untersucht zu werden. Er brachte mir ein Päckchen mit Wäsche, einige Bücher, und überdies die Nachricht, daß ich meinen Koffer, nachdem er durchsucht worden, am folgenden Tage erhalten sollte. Sein Erscheinen machte mir eine um so größere Freude, da ich bereits gezweifelt hatte, diese Begünstigung zu erlangen. Ihn hatte der Anblick meiner Wohnung so ergriffen, daß er nicht ein Wort hervorzubringen vermochte. Er blieb sogar einige Augenblicke unbeweglich, dann rief er, die mit Thränen erfüllten Augen auf die Mauern meines Kerkers geheftet: „Ach,

mein Gott, hier also ist es? Und was, bei'm Himmel! haben wir denn gethan, mein lieber Herr Gott?" (Dies war eine seiner Lieblingsredensarten). „Laß uns nicht verzweifeln, mein armer Gamache, sagte ich; das nützt zu nichts, als sich noch unglücklicher zu machen. Du wirst Hunger haben. Frag, ob man uns etwas zum Abendessen geben will." Er that, was ich verlangte, mich jedoch stets versichernd, daß er nicht die geringste Eßlust verspüre. Bald darauf brachte man das Abendbrod, und ich aß etwas, um nicht zu erliegen. Auch Gamache nahm auf längeres Zureden einige Speisen zu sich und trank ein Glas Wein, was ihm sehr gut bekam. Dann suchten wir die Ruhe, indem wir uns Jeder auf eine Matratze legten, welche man uns gebracht. Man verschloß darauf meine Thüre mit zwei oder drei großen Schlössern. Es war das erste Mal, daß ich diesen schrecklichen Ton hörte, an welchen ich seit der Zeit hinreichende Gelegenheit hatte, mich zu gewöhnen. — Erst lange nachher entfernte der Schlaf die schwarzen Vorstellungen, welche mich quälten.

Als ich am folgenden Morgen erwachte, fand ich, daß mein Gemach durch die Beleuchtung des Tageslichtes nicht gewinne, und das Gefühl, welches ich damals empfand, war sogar noch schrecklicher, als ich es auszudrücken vermag. Da die

Thür noch verschlossen war, drang das Tageslicht nur durch ein Luftloch, etwa einen Quadratfuß groß; und selbst dies Loch ward noch durch zwei Reihen starker eiserner Stäbe und Gitterwerks verfinstert; und damit nichts dem Gräuel dieses Ortes mangele, ward er durch den ungesundesten Gestank verpestet. Bald nach unserm Erwachen ward unsere Thür aufgeschlossen, wodurch wir etwas mehr Licht gewannen, obgleich auch nicht sehr viel, da der schmale Gang (dessen Benutzung man mir bald darauf verwehrte), wie ich es schon früher sagte, nur auf einen kleinen, dunkeln Hof führte. Das wenige Licht reichte aber dennoch hin, uns den Grund des unausstehlichen Gestanks zu zeigen, über den wir nicht aufhören konnten, uns zu beklagen. Ich erinnerte den Schließer an sein mir am vergangenen Tage gegebenes Versprechen, den abscheulichen Ort zu reinigen, und fragte ihn dann, wer die Unglücklichen gewesen, die ihn vor mir bewohnt hätten. Kalt entgegnete er: „Zwei Dienstmägde, von denen die eine wegen Diebstahls, die andere wegen Diebeshehlerei, jede auf sechs Jahre, zur Eisenstrafe verurtheilt worden."

Im Laufe des Tages erhielt ich mehrere Besuche von Municipalbeamten und Administratoren, welche mir verkündeten, daß zwei von ihnen, in Folge so eben gehaltener Berathung, stets zu meiner

Bewachung um mich sein, und alle 24 Stunden durch andere zwei abgelöst werden sollten. Nichts konnte mir abscheulicher sein, als diese Nachricht, denn außer der Unannehmlichkeit, stets fremde Gesichter um mich zu haben, fühlte ich auch wohl, wie sehr ich auf mich selbst achten müsse, um nie ein Wort mir entschlüpfen zu lassen, welches mir zum Vorwurf gereichen konnte. Denn ich durfte wohl überzeugt sein, daß jede Sylbe, die ich sprach, mit dem bösesten Sinne, der hineinzulegen, der Municipalität und Administration mitgetheilt werden würde. Der Gedanke einer solchen Inquisition beunruhigte mich wahrhaft; das Einzige, was mich dabei tröstete, war die Hoffnung, daß mein Kerker den Herren zu sehr mißfallen, und sie sich daher, ihrer eigenen Annehmlichkeit wegen, bemühen würden, mir einen besseren zu verschaffen. Ich täuschte mich nicht. Sie beschwerten sich so bitterlich darüber, 24 Stunden in einem solchen Loche ausdauern zu müssen, daß mir vier Tage darauf ein anderes Gefängniß angewiesen ward.

Ich empfand darüber doppelte Freude, da man mir untersagt, in dem Gange zu gehen, und eine Schildwach vor meine Thür gestellt hatte, unter dem Vorwande, die Thüren mehrerer Gefangenen gingen auf diesen Gang, und mir müsse jede Art von Verkehr mit ihnen verboten sein. Ich ward also

im engsten Zwange gehalten. Wie ich so eben sagte, entzog man mich demselben, indem man mir ein anderes Gemach anwies. Dies war wenigstens reinlich und gesund, aber drei Viertheile des Fensters waren vermauert und das vierte stark vergittert, das Ganze daher sehr dunkel. Die Speisen, so wie die Schlafanstalt, waren gut. Eine Gurten-Bettstelle, eine Matratze; ich verlangte es nicht besser. Was mir vielen Zwang auferlegte, war die Gegenwart der Municipal-Beamten und Administratoren, die mich nicht einen Augenblick verließen, und mich durch einfältige Fragen und gemeine Reden quälten. Des Nachts selbst leuchteten sie mir zwei oder drei Mal mit einer Laterne unter die Nase, um zu sehen, ob ich schliefe. Einst fragte ich heftig nach dem Grunde hievon, doch sie antworteten mir, daß sie dadurch nur ihren Befehlen folgten. Ich mußte meine natürliche Ungeduld wohl bei allen diesen kleinen Plackereien zügeln.

Ich vergaß, eines Umstandes zu erwähnen, der nichts an sich war, und mich dennoch sehr beunruhigte. Den Tag nach meiner Ankunft im Palais, benutzte Gamache die Erlaubniß, in die Stadt zu gehen, um einige Einkäufe für mich zu machen und mir meinen Koffer zu besorgen. Bei seiner Zurückkunft sah ich Angst und Ungewißheit in seinen Zügen ausgedrückt. Ich konnte ihn nicht so-

gleich nach der Ursache davon fragen, weil der Schließer zugegen war; doch sobald dieser sich entfernte, beeilte ich mich, eine Antwort zu erhalten.

„Ach, mein Gott, rief er, was haben Sie gemacht? Wir sind verloren! Welche Unvorsichtigkeit!"

„Gamache, bist Du toll? — Beruhige Dich, und erzähle mir, was Dich beängstigt."

Statt mir zu antworten, fuhr er fort, zu seufzen, die Hände zu ringen, und fragte mich endlich, ob ich den Marquis von Villeblanche kenne. Für den Augenblick hielt ich ihn in der That für verrückt. Ich hatte den Herrn von Villeblanche nie gekannt, und nur sagen hören, daß er emigrirt sei; doch wie konnte er Bezug auf meine gegenwärtige Lage und Gamache's Verzweiflung haben? Dies zu enträthseln war mir unmöglich. Als Gamache sich etwas erholt hatte, erzählte er mir, daß einer der Administratoren bei Durchsuchung meines Koffers, in der Tasche einer meiner Westen, ein kleines Papier gefunden habe, worauf geschrieben stand: Marquis von Villeblanche, Kapitän der Nobel-Garde ꝛc., an dem und dem Orte. Er wußte sich weder auf den Namen des Corps noch des Orts zu erinnern. „Nachdem der Administrator dies laut gelesen hatte, fuhr Gamache fort, steckte er es schnell in die Tasche, indem er sagte: „Teufel,

dies ist merkwürdig. Sogleich will ich meinen Bericht darüber erstatten." Mein erster Gedanke war, daß man dies verwünschte Papier in meine Tasche gesteckt habe, um irgend eine Verläumdung glaubwürdig zu machen, und so mein Verderben zu bewirken. Doch dies war nur Vermuthung, und so brachte ich den Tag in peinigender Ungewißheit zu, und trachtete vergebens, sie zu vergessen oder zu zerstreuen. Endlich, nachdem ich mir noch einen Theil der Nacht und des folgenden Tages den Kopf darüber zerbrochen hatte, erinnerte ich mich, daß ich bei Dümouriez's Armee zu Saint-Tron das Zimmer bewohnte, welches der Marquis von Villeblanche*) wenige Tage vorher innegehabt, daß ich auf dem Simse des Kamins eine seiner Visitenkarten gefunden, sie in der Zerstreuung in die Tasche der Weste gesteckt, welche ich damals trug, und daß sie seit der Zeit darin geblieben, weil dies eine Winterweste gewesen, die ich später nicht wieder angehabt. Doch dies war weit entfernt, meine Furcht

*) Der Marquis von Villeblanche, General-Lieutenant der Armee des Königs, Admiral ꝛc., diente in der Marine und wohnte im Jahre 1778 der Schlacht von Quessant bei. Er war auf dem Schiffe le Saint Esprit, welches der verstorbene Herzog von Orleans ausgerüstet hatte. (Anmerkung des Herausgebers).

zu vermindern, denn wenn man (wie ich nach der Art meiner Behandlung mit Grund vermuthen konnte) mich durch irgend ein Tribunal zum Tode verurtheilen lassen wollte, konnte man diesen Zufall benutzen, eine Verläumdung darauf zu gründen, gegen welche zu rechtfertigen mir um so schwerer werden mußte, da das, was ich hierüber sagen konnte, wenig glaubwürdig schien, und mir jeder Beweis, jeder Zeuge mangelte. Ich wußte sehr wohl, daß ich von einem gerechten und vernünftigen Gerichte nichts zu fürchten hatte, doch eben so wohl wußte ich auch, daß man mich vor keins der Gattung führen würde. Ich gestehe, daß diese Kleinigkeit mir große Beunruhigungen verursachte, welche auch nicht eher zerstört wurden, als einen Monat nachher, da ich, als mich das große Criminal- und Revolutions-Tribunal von Marseille verhörte, zu meiner Verwunderung sah, daß dieses Papiers durchaus keiner Erwähnung geschah. Und dennoch läßt mich die Kleinlichkeit einiger Fragen glauben, daß die Richter, wenn sie davon gewußt hätten, nicht ermangelt haben würden, mein Verhör dadurch zu erschweren, oder in die Länge zu ziehen. Ich muß daher vermuthen, daß jene Karte in die Hände eines Mannes fiel, der gegen mich wohlwollend gesinnt war, oder daß sie durch einen glücklichen Zufall verloren ging.

Jetzt in meine vermauerte und vergitterte Stube zurück. Den Tag, nachdem man mich dorthin versetzt hatte, bekam ich einen Municipal-Beamten zum Wächter, den ich sogleich an seinem ganzen Wesen für einen Jakobiner erkannte. Nachdem er mich einige Zeit schweigend und mit finsteren Blicken betrachtet hatte, sagte er: „Ist es lange her, seit Sie keine Nachrichten von Ihrem ältesten Bruder erhielten?"

„Ja, ziemlich lange, die Posten gehen jetzt sehr unregelmäßig, wodurch mir eine große Entbehrung auferlegt wird."

„Ich rathe Ihnen, sich an diese Entbehrung zu gewöhnen."

„Weshalb? Sollte man mir den Trost rauben wollen, Nachrichten von meinen Verwandten zu erhalten?"

„Nein, das ist es nicht; doch — Sie werden wissen, was sich ereignet hat." —

„Ich weiß es nicht, und ich beschwöre Sie, sich genauer auszudrücken."

„Nun, wohlan denn, weil Sie es wissen wollen: Ihr Bruder hat uns verrathen, und ist zum Feinde übergegangen*)."

*) Man weiß, daß der Herzog von Chartres nach der unglücklichen Schlacht von Neerwinden, durch

Bei diesen Worten zog er ein Journal aus der Tasche, durch welches ich ersah, daß mein Bruder zu gleicher Zeit mit dem General Dümouriez Frankreich verlassen habe. Ich war wie versteinert bei dieser Neuigkeit, von der ich durchaus nichts wußte, aller Mühe ungeachtet, die mein Bruder angewendet hatte, mich von seinen Entschlüssen zu benachrichtigen. Im ersten Augenblicke glaubte ich hierin den Grund meiner Verhaftung zu erkennen, doch in

---

einen Verhaftsbefehl verfolgt, gezwungen war, die Heere Frankreichs, und Frankreich selbst, zu verlassen. Nicht ohne Gefahr erreichte er Mons (Bergen), wo das Hauptquartier des Prinzen von Coburg stand. Der Erzherzog Karl, der sich ebenfalls hier befand, empfing ihn auf das Schmeichelhafteste, und trug ihm Oesterreichische Dienste mit dem Range eines General-Lieutenants an. Der Herzog von Chartres nahm nur einen Paß nach der Schweiz an. Er hoffte, sich hier in eine ruhige Einsamkeit zurückziehen zu können. Diese Hoffnung ward zerstört. Er konnte sogar in dem Hospitale des St. Gotthard keine Zuflucht finden. Allein, zu Fuß, ohne Geld reisend, mußte er sich entweder in den Käsehütten der Alpen, oder hinter den Mauern eines Klosters, wo man ihn nicht kannte und als leidenden Glaubensgenossen aufnahm, vor den Späherblicken seiner Verfolger verbergen. (Anmerkung des Herausgebers.)

der Folge habe ich eingesehen, daß ich mich geirrt. Der Stadtbeamte sah, was in mir vorging, und schien das lebhafteste Vergnügen darüber zu empfinden.

„Sie triumphiren, sagte ich, indem ich ihm das Blatt zurückgab, und ich will Ihre Freude noch vergrößern, indem ich Ihnen gestehe, daß Sie durch diese Nachricht mein bisheriges Unglück erst vollkommen gemacht haben.“

„Sie scheinen heftig, entgegnete er, doch mag ich das besser leiden, als Kleinmüthigkeit, und da Sie mir Vertrauen einflößen, will ich Ihnen ganz offen gestehen, daß ich keinesweges Ihr persönlicher Feind bin, daß ich aber nicht umhin kann, die ci-devants im Allgemeinen zu hassen. Denn von je her waren sie die Urheber all unserer Leiden.“

Ich erwiderte nichts auf diese schönen Worte, und überließ mich fortwährend den traurigsten Gedanken. Häufig hatte ich Aehnliches von diesen Herren zu erdulden, deren Einige jedoch besser schienen, als die Andern. Dann war es stets eine wahre Freude für mich, wenn diese an die Reihe kamen, und Gamache sagte: „Diese vier und zwanzig Stunden werden wir ruhig verbringen. Es sind von den Guten, welche heute die Wache haben.“ — Man erlaubte mir, mich in einer Leihbibliothek zu abonniren, und ich konnte jedes Buch erhalten,

welches ich wollte, unter der einzigen Bedingung, daß es sorgfältig durchsucht werde, ehe ich es erhielt, oder wieder absendete. Diese Erlaubniß gewährte mir eine große Erleichterung, obgleich mein Geist häufig zu sehr befangen war, um meine Aufmerksamkeit auf Außendinge heften zu können. Endlich, nachdem ich zwölf Tage im Palais gewesen war, theils in dem engen Loche, theils in dem vermauerten Gemache, zeigte man mir an, daß der Convent die Verhaftung aller Bourbons, welche noch in Frankreich wären, befohlen, und verordnet hätte, daß sie sämmtlich nach den Forts und Schlössern von Marseille gebracht werden sollten. Man erwarte die übrigen Mitglieder meiner Familie in jedem Augenblicke. Dann sollten wir alle vereinigt und in ein Fort gebracht werden, wo, wie man mir sagte, wir es recht gut finden würden. Meine Mutter, fügte man hinzu, habe, aus Rücksicht auf ihre Gesundheit, die Erlaubniß erhalten, auf einem ihrer Güter zu bleiben. Diese Nachrichten erfüllten mich mit Freude und Furcht zugleich. Der Gedanke, mit meinem Vater, meinem Bruder Beaujolais, wieder vereinigt zu werden, verursachte mir die lebhafteste Freude; doch wie ward diese durch die Art und den Ort unserer Vereinigung verbittert!

Während der Nacht, welche dem Tage folgte,

an dem ich diese Nachricht erhalten; ward ich plötzlich, gegen ein Uhr des Morgens, durch einen Stadtbeamten geweckt, der mir kurz und barsch befahl, aufzustehen, und mich anzukleiden. Ich fragte nach dem Grunde dieses außerordentlichen Befehls, erhielt aber die einfache Antwort, ich solle mich schnell ankleiden, und werde das Nöthige dann schon erfahren. Ich gehorchte, denn das war das Einzige, was ich vermochte. Man gab der Wache Befehl, sich zum Abmarsch bereit zu halten. Dann wurde ich, an jeder Seite einen Stadtbeamten, in ihrer Mitte weggeführt. Freudig athmete ich die frische Luft ein, obgleich ich ihr erst zwölf Tage entzogen war. Aber dies waren die ersten Tage der Gefangenschaft und hatten mir daher sehr lang geschienen. Wir waren am Hafen, und gingen schnell vorwärts, ohne daß ich wußte, wohin man mich bringe. Doch bald sah ich aus der Richtung, die wir einschlugen, daß ich nach dem Fort unserer lieben Frauen von der Hut geführt werde. Als wir hinein waren, sagte man mir, meine Verwandten würden ebenfalls erwartet, und man habe die Nacht gewählt, uns hieher zu bringen, um jeden Volksaufstand zu vermeiden. Einige Stunden darauf genoß ich die Wonne, meinen Vater und meinen Bruder Beaujolais zu umarmen, welche in das Zimmer gebracht wurden, in dem

ich mit meiner Tante [1]) und dem Prinzen von Conti [2]) bereits war. Gensd'armerie-Officiere, Commissaire, Stadtverordnete und Administratoren, welche zugleich mit eintraten, verhinderten, uns gegenseitig mitzutheilen, was wir so begierig zu er-

---

1) Meine Tante, die Herzogin von Bourbon, Schwester meines Vaters *).

2) Der Prinz von Conti hatte sich den Veränderungen, welche in Frankreich vorbereitet wurden, schon seit dem Jahre 1788 entgegen gezeigt. Seine Gegenwart beim versammelten Hofe, seine Rede in der Versammlung der Notablen am 28. November 1788, sein Eifer, die Einrede der Prinzen mit zu unterzeichnen, seine Emigration, waren eben so viele Thaten, welche seine beständige Widersetzung gegen die neue Gestaltung der Dinge bewiesen. Dennoch zögerte er nicht, nach Frankreich zurückzukehren. Gleich den übrigen Mitgliedern seiner Familie 1793 verhaftet, ward er nach Marseille gebracht, und (wie es in diesen Memoiren gesagt wird) in das Fort Saint-Jean gesetzt. (Anmerkung der Herausgeber.)

*) Louise Marie Therese Bathilde von Orleans, Herzogin von Bourbon, geboren im Jahre 1750. Ihr Name, ihr Rang, ihr Reichthum bestimmten sie im Jahre 1793 zu dem Schicksale, welches die andern Glieder ihrer königlichen Familie traf. Als Mutter des unglücklichen Herzogs von Enghien, sollte ihr Herz späterhin noch eine härtere Prüfung erfahren. (Anmerkung der Herausgeber.)

fahren waren. Meine Tante und der Prinz von Conti klagten über Ermüdung und Müdigkeit, und verlangten, nach ihren Zimmern geführt zu werden. In Rücksicht auf ihr Geschlecht und ihr Alter ließ man ihnen die Wahl. Meinem Vater gab man nur eine sehr kleine Stube, in welche zwei Betten gestellt wurden, eins für ihn selbst, das andere für Beaujolais. Das kleinste von allen Gemächern fiel mir zu. Als alle diese Einrichtungen getroffen waren, ging ich zu meinem Vater und Beaujolais auf deren Zimmer, und hier erzählten wir uns gegenseitig alle Einzelnheiten unserer Verhaftung. Die Laune meines Vaters schien mir noch immer gleich heiter, ungeachtet alles dessen, was er gelitten hatte. Ueberall fand er eine gute Seite auf, und so sagte er auch jetzt: „Wir können uns doch noch glücklich schätzen, daß man uns nicht getrennt hat.“ Ach! man ließ uns diesen Trost nicht lange. Doch nichts konnte die Festigkeit, und selbst die Ruhe meines Vaters stören, obgleich er den herbsten Wechsel des Glücks erfahren. Meine Tante, welche in Allem die Schickung Gottes erkannte, unterwarf sich fromm ihrem Schicksal; doch nicht eben so war es mit dem Prinzen von Conti. Sein Schrecken über die geringsten Dinge, seine beständigen Klagen über die gleichgültigsten Unannehmlichkeiten, und endlich seine, aus dem vorigen Jahrhundert her-

stammende Kleidung, würde selbst diejenigen zum Lachen gereizt haben, welche vollkommen aufgelegt gewesen, sein Alter, seinen Rang und sein Unglück zu achten. Da ich ihn nur bei Neujahrsbesuchen, und den höchst seltenen Gelegenheiten gesehen, wo wir zufällig in Versailles zusammentrafen, konnte zwischen uns weder Freundschaft noch Vertrauen Statt finden. Mit einigen seichten Redensarten über das Unglückliche unserer Lage, begann ich die Unterredung mit ihm.

„Meiner Treue, sagte er, sie ist nicht angenehm unsere Lage, in der That. Ihr Herr Bruder hat sich von dem Spiel zurückgezogen, und daran sehr wohl gethan. Aber er hat uns in einer schönen Patsche zurückgelassen, denn wir sind für Geißeln erklärt, und, wissen Sie wohl, daß es nicht angenehm ist, Geißel zu sein?“

In meiner neuen Wohnung gefiel es mir gut genug. Mein Zimmer war zwar sehr klein, aber es war doch wenigstens hell, und nachdem ich in dem dunklen Palais gewesen, betrachtete ich dies als eine große Annehmlichkeit. Der Raum innerhalb des Forts war nur klein, aber man konnte wenigstens die Füße vertreten, sich durch Ballspiel sogar hinreichende Bewegung machen, und das war schon immer viel. Außerdem las ich, zeichnete, schrieb, und, was über dies Alles ging, ich konnte

den Tag mit den Wesen zubringen, die ich am meisten auf dieser Welt achtete und liebte, und denen ich jeden Gedanken anvertrauen durfte. Wie hätte ich nicht einen günstigen Unterschied zwischen meiner jetzigen Lage und derjenigen finden sollen, die ich so eben verlassen? Doch diese Verbesserung meines Schicksals war beinah ein Unglück für mich, denn sie war von so kurzer Dauer, daß sie nur dazu diente, mir ihren Verlust um so fühlbarer zu machen. Etwa drei oder vier Tage nach unserer Ankunft im Fort unserer lieben Frauen, als ich mit meinem Vater und Beaujolais ruhig beim Frühstück saß, wurden wir durch den Eintritt von drei Administratoren, begleitet von dem Officier der Wache und zwei Grenadieren mit Gewehren, überrascht. Die Stube war so klein, daß sie kaum Raum genug für alle diese Menschen bot.

„Bürger, sagte einer der Administratoren, es thut uns leid, Euch zu stören, doch wir erhalten so eben einen Befehl, dem wir gehorchen müssen. Die Bourbons sollen ferner nicht mehr der Freiheit genießen, zusammen zu kommen. Daher muß der älteste Eurer Söhne sich sogleich auf sein Zimmer verfügen, und von nun an darauf verzichten, das Eurige zu betreten. Dem Jüngsten wird es erlaubt, bei Euch zu bleiben, doch darf auch er nicht auf das Zimmer seines Bruders kommen.“ Diese

Nachricht verwandelte uns Alle zu Stein, und erfüllte mich mit dem herbesten Schmerze.

„Können Sie nicht wenigstens uns sagen, nahm mein Vater das Wort, von wem dieser strenge Befehl kommt, der uns auch des letzten Trostes beraubt, welchen man uns bisher gelassen?“

„Ich glaube, entgegnete der Administrator, es ist ein Befehl des Convents; doch wiederhole ich noch einmal, daß ihm augenblicklich Folge geleistet werden muß. Fort, Bürger, wandte er sich jetzt an mich, gehorcht dem Gesetze.“ —

„Euer Gesetz, rief ich, ist barbarisch und tyrannisch. Es wäre weniger grausam, uns auf der Stelle erschießen oder guillotiniren zu lassen, als uns so langsam zu Tode zu martern.“ —

„Mäßige Dich, sagte mein Vater. Wir werden den Widerruf dieses Befehles erlangen; doch bis dahin unterwirf Dich mit Geduld der Nothwendigkeit, und sei überzeugt, daß Dein Bruder und ich, Deinen Schmerz lebhaft theilen.“ —

Ich gab Beiden die Hand und ging, ohne ein Wort zu sagen, in Thränen gebadet, die ich vergebens zurückzuhalten strebte.

Man stellte sowohl vor meine, als vor meines Vaters Thür eine Schildwach, doch aus abge-

schmackter Inconsequenz gestattete man Gamache*), uns Beide zu bedienen, ohne zu bedenken, daß wir auf diesem Wege uns mittheilen konnten, was wir wollten. Gegen die Zeit des Mittagessens sagte man mir, daß ich die Erlaubniß habe, in Gesellschaft meines Vaters zu essen, jedoch vor Zeugen, und daß ein Officier bei allen unsern Mahlzeiten zugegen sein werde. Der Beschränkung ungeachtet empfand ich bei dieser Nachricht eine große Freude, und diese ward noch durch den Widerschein derselben vermehrt, welcher aus meines Vaters und Beaujolais Augen leuchtete, als ich bei ihnen eintrat. Wer unsre gegenseitige Freude gesehen, hätte vermuthet, daß wir jahrelang getrennt gewesen; doch, war dies auch nicht wirklich der Fall, so hatte unsere Einbildungskraft es uns wenigstens fürchten lassen. Zufrieden verzehrten wir unser Mahl, und bei der Trennung stärkte uns der Gedanke, uns am Abend wieder zu sehen.

Häufig begegneten wir uns auf dem Hofe, doch ohne mit einander sprechen zu können, ja oft geboten uns die Administratoren oder Municipalbeamten sogar, auf unser Zimmer zu gehen, und Einer

---

*) Meinem Vater war es nicht erlaubt worden, auch nur einen einzigen Diener von Paris mitzunehmen.

nach dem Andern, die frische Luft zu genießen. Man kann sich keine Vorstellung von dem Vergnügen machen, welches diese Herren darin fanden, uns ihre Macht fühlen zu lassen, und es verging selten ein Tag, ohne eine neue Bedrückung von ihrer Seite. Bald ließen sie uns, der Bewilligung ungeachtet, nicht mit einander essen; bald mußten zwei oder drei Nationalgardisten mit ihren Gewehren bei unsern Mahlzeiten gegenwärtig sein. Doch ihr größtes Vergnügen bestand darin, uns alle Augenblicke auf unsere Zimmer gehen zu heißen, ohne andern Grund, als ihre Laune. Alle 24 Stunden wurden sie, gleich der Wache des Forts, abgelöst. Diese Letztere bestand in der Regel aus einer Compagnie der National-Garde. Gegen 6 Uhr des Abends kamen die Herren an, und waren die, welche wir gerade bei uns hatten, leidlich, so schwebten wir in steter Furcht, bei dem Wechsel zu verlieren. Ihr erstes Geschäft, nach ihrer Ankunft, war, sich von ihren Vorgängern, alle unglücklichen Bourbons überliefern zu lassen, und häufig würdigten sie uns nach genauer Betrachtung kaum eines Kopfnickens, oder höchstens eines „Guten Abend, Bürger!“

Den 4. oder 6. Mai, etwa 12 Tage nachdem wir auf das Fort gebracht worden waren, sahen wir des Morgens früh eine zahlreiche Wache, meh-

rere Stadtverordnete in Schärpen an ihrer Spitze, anlangen. Bald erfuhren wir, dies geschehe, um uns zum Verhör nach dem Tribunale zu führen; doch sagte man uns auch zu gleicher Zeit, daß nur meine Tante und der Prinz von Conti geholt, mein Vater und Beaujolais aber den folgenden, und ich den nächstfolgenden Tag verhört werden sollten.

Nach drei oder vier Stunden kamen sie zurück. Meine Tante schien ziemlich heiter, der Prinz von Conti aber wenig übler gelaunt, als gewöhnlich. Am folgenden Tage hatte mein Vater ein langes Verhör zu überstehen, und auch Beaujolais, damals erst 13½ Jahr alt, mußte einige Zeit die Sellette*) einnehmen.

Endlich kam auch an mich die Reihe. Das Tribunal hielt in einer Kirche seine Sitzungen. Die Mitglieder waren schwarz gekleidet, das Haupt mit einem Hute à la Henry IV. bedeckt, welcher mit schwarzen Federn geziert war. Um den Hals trugen sie ein dreifarbiges Band, als Andreaskreuz geformt. Sie saßen rings um einen Tisch, und heuchelten eine große Ernsthaftigkeit. Bei jeder Frage erhob sich der öffentliche Ankläger, Namens G*** (der nämliche, der später in Marseille so viel Blut vergießen machte), von seinem Sessel, und sagte

*) Sitz desjenigen, der verhört wird.

mit lauter Stimme, und geziertem, wichtigem Tone: „Ich fordere den Präsidenten des Tribunals auf, den Verhafteten zu fragen, ob ꝛc.“; und stets versuchte er, mich zu verwirren, oder zu Widersprüchen zu verleiten. Ich war durchaus nicht furchtsam, aber im höchsten Grade ungeduldig.

„Ihr mußtet, sagte er unter andern, die freiheits-mörderischen Absichten Eures Bruders kennen, da Ihr stets mit ihm zusammen waret. Wußtet Ihr nicht, daß Ihr Euch zu seinem Mitschuldigen machtet, indem Ihr ihn nicht anzeigtet?“ —

Ich versicherte, daß ich seinen Vorsatz, Frankreich zu verlassen, durchaus nicht geahnet habe, und durch die Nachricht davon in die höchste Ueberraschung versetzt worden sei.

„Ihr trenntet Euch daher nur von Euerm Bruder, um, in Uebereinstimmung mit ihm, die Republik im Süden zu verrathen, während er es im Norden that?“ —

„Es scheint mir unmöglich, auf diese Frage gehörig zu antworten. Ihr werdet mir daher erlauben, Bürger, daß ich mich darauf beschränke, Euch zu sagen, hätte ich die Republik verrathen, oder auch nur verrathen wollen, so würde ich sicher jetzt nicht hier vor Euch stehen.“

Ich erwartete stets die Vorweisung jener Karte des Marquis von Villeblanche; doch, wie ich schon früher sagte, geschah deren durchaus keine Erwähnung. Nachdem ich also alle die albernen Fragen beantwortet, welche diese Herren mir vorzulegen für gut fanden, und das Verhörs-Protokoll unterzeichnet hatte, ward ich nach dem Fort zurückgeführt, wie ich von dort abgeholt worden.

Einige Tage darauf waren wir Zeugen eines Auftrittes, wenig geeignet, uns aufzuheitern. Einer der Administratoren der Wache, beunruhigt durch eine Anklage gegen ihn, oder vielleicht auch, seines Lebens überdrüssig, beschloß, ihm ein Ende zu machen, und wählte das Fort, in welchem wir waren, zum Ort der Ausführung seines Vorhabens. Der Pistolenschuß, welcher seinem Leben ein Ziel setzte, geschah gar nicht weit von uns, und gleich darauf hörten wir schreien: „In's Gewehr, in's Gewehr! man hat einen der Administratoren ermordet.“ Sogleich wurden wir eingeschlossen*).

---

*) Man kann sich das Gefühl denken, eingeschlossen zu werden, nachdem man das Gerücht einer begangenen Mordthat so eben vernommen. Das ist eine der tausend Nebenumannehmlichkeiten bei dem Hauptunglücke.

Doch nach einer halben Stunde kam man, uns zu sagen, daß wir, wie bisher, im Fort umhergehen könnten, indem der verstorbene Administrator sich selbst getödtet habe.

Den 22. oder 23. Mai sahen wir eine weit stärkere Wache, als gewöhnlich, und mehrere Stadtbeamte kommen. Sogleich wurden wir in unseren Stuben eingeschlossen (der Gewohnheit gemäß, welche man bei ähnlichen Gelegenheiten beobachtete), und erst etwa eine Stunde nachher erfuhr ich, daß man meinen Vater in den Thurm des Forts Saint-Jean geschleppt habe. Beaujolais, der, wie ich es bereits sagte, bisher nicht von ihm getrennt worden war, wandte Alles an, um die Erlaubniß zu erhalten, ihn auch jetzt begleiten zu dürfen, aber hartnäckig verweigerte man sie ihm. Man verstattete uns dagegen, bis zur Zurückkunft meines Vaters, zusammen zu bleiben. Ich fand Beaujolais weinend. Er sagte mir, daß er fürchte, man habe Uebeles mit unserm Vater im Sinne, denn mit ungewöhnlicher Härte habe man ihn behandelt, und von einer sehr zahlreichen Wache umringt, fortgeführt. Dennoch sei er selbst fast so ruhig gewesen, wie beständig, und habe ihm aufgetragen, mich in seinem Namen zu umarmen. Dieser Bericht zerriß mir das Herz. Aufrichtig theilte ich Beaujolais Befürchtungen, doch, da ich der Aelteste war, und

folglich auch der Vernünftigste sein mußte, suchte ich, ihn zu trösten. Wir blieben wohl acht Tage zusammen; uns eine große Erleichterung, vorzüglich mir, der ich über anderthalb Monat ganz allein gewesen war.

Nach Ablauf dieser acht Tage ward uns angezeigt, daß die Bourbons (das heißt, meine Tante, der Prinz von Conti, Beaujolais und ich) in das Fort Saint-Jean gebracht werden sollten, und in der That sahen wir gegen fünf Uhr Nachmittags, gegen den Fuß des Berges Notre-Dame, ein Bataillon, etwa 500 Mann stark, anrücken, dessen einzige Bestimmung war, eine Frau, einen Greis, einen jungen Menschen von 17 Jahren, und einen Knaben von 13 Jahren zu transportiren. Man versicherte uns, dies geschähe unserer Sicherheit wegen. Man stellte uns in die Mitte des Bataillons, zu unserer Rechten und Linken zwei Administratoren oder Stadtverordnete, welche uns beim Arme hielten, und uns nicht einen Augenblick loslassen wollten. Unser Weg war lang und beschwerlich, theils wegen der großen Hitze, theils wegen der Masse von Menschen, welche uns, unserer zahlreichen Bedeckung ungeachtet, fast bei jedem Schritte aufhielten, und uns durch Beschimpfungen erfreuten. Endlich, nach Verlauf von zwei Stunden, gelangten wir zum Fort Saint-Jean. Wer uns damals,

als wir über die Zugbrücke gingen, gesagt, daß wir erst nach länger als drei und einem halben Jahre darüber zurückgehen würden, hätte uns etwas Schrecklicheres, als selbst unser Todesurtheil, verkündet; und dennoch hätte er uns die Wahrheit gesagt. Man hätte die Weissagung noch schrecklicher machen können, wenn man hinzugefügt, daß ich zwar bestimmt sei, noch vor Ablauf der viertehalb Jahre über diese Brücke zurück zu gehen, doch nur, um gleich darauf, wieder zurück geführt zu werden, und dann eine Verdoppelung der Strenge und Härte zu erfahren. Obgleich ich durchaus kein Anhänger des Optimismus bin, glaube ich doch, daß die Unmöglichkeit, die Zukunft zu entziffern, vereint mit der Hoffnung, welche den Menschen fast nie verläßt, zwei Wohlthaten des Himmels sind, ohne welche die Menschen die Last des Lebens nicht zu ertragen vermöchten.

Wir gelangten also in das Fort Saint-Jean. Nachdem wir über einen kleinen dunkeln Hof geschritten, kamen wir in die undurchdringliche Finsterniß eines langen Gewölbes, welches nach dem Theile des Forts führte, in dem die, für meine Tante und den Prinzen von Conti bestimmten Wohnungen waren. Sie schienen mir gut genug, obgleich sie sehr klein waren, und der Glaube, daß man uns ähnliche geben werde, erfreute mich einen

Augenblick; doch diese Freude war von kurzer Dauer, wie man sogleich sehen wird. Kaum waren meine Tante und der Prinz von Conti in ihre Zimmer eingetreten, als eine Stimme rief: „Nun müssen die beiden jungen Orleans nach dem Thurme gebracht werden!" Sogleich geschah es, wie es gesagt worden. Da standen wir an dem Fuße des höllischen Thurmes, in welchem wir eilf Monat, ohne Unterbrechung, zubringen mußten. Man öffnete ein Gitter, und wir stiegen eine kleine, schmale und schadhafte Wendeltreppe hinauf. Es war nur für einen Menschen auf ein Mal Raum, und die Stadtbeamten und die National-Gardisten beeilten sich so sehr, diesen einzunehmen, daß wir nahe daran waren, erdrückt zu werden. Als wir etwa ein Dutzend Stufen hinangestiegen waren, stieß einer von denen, die vor mir waren, mich heftig zurück, indem er rief: „Der Aelteste kömmt unten hin."

„Nein, rief ein Anderer hinter mir, oben, mit seinem Vater!"

„Nein doch, sage ich, rief der Erstere wieder. Der Kleine kömmt zum Vater; der Aelteste bleibt unten."

Während dieser Zeit warfen sie mich, wie einen Ball, Einer dem Andern zu. Ich nahm mir daher die Freiheit, sie darauf aufmerksam zu machen,

daß sie mich, so tief als irgend möglich, einschließen müßten, wenn sie ihren Streit noch weiter fortsetzten, indem ich dann ersticken würde. Glücklicher Weise erstickten sie selbst beinah, und so schlichteten sie denn ihren Streit. Der vor mir behielt Recht. Ich mußte darauf wieder einige Stufen hinabsteigen, und trat nun in meinen Kerker, nachdem zwei ungeheure Thüren, mit dreifachen Schlössern und Riegeln, geöffnet worden. Die Dunkelheit, der Gestank und das Gräßliche des Ganzen erpreßten mir, wie Gamache im Palais, den unwillkührlichen Ausruf: „Hier ist es?“ Dieser Ausruf war übrigens so natürlich, daß nicht allein Gamache, sondern auch mein unglücklicher Vater, Beaujolais und späterhin der Prinz von Conti, ihn beim Anblicke dieses finstern Ortes wiederholten. Dieser ersten Ueberraschung folgte bei mir eine Art Muthlosigkeit und gänzlicher Erschlaffung, die mir währrend einiger Sekunden die Fähigkeit raubte, zu denken und zu bemerken, was um mich her vorging. Ich ward aus diesem Stumpfsinne durch das Schließen der Thüren und das Gerassel der Vorlegeschlösser erweckt. Sogleich rief ich: „Bürger, öffnet, aus Barmherzigkeit! Ich habe Euch etwas zu sagen!“ Man war gütig genug, die Thür halb zu öffnen. Einer der Administratoren fragte, was ich wolle.

„Daß Sie mir sagen, entgegnete ich, auf wessen Befehl, und wegen welches Verbrechens Sie mich in diesen gräßlichen Kerker weisen?“ —

„Es geschiehet auf Befehl des Convents.“ —

„Und wie lange soll ich hier bleiben?“ —

„Das wissen wir nicht. Guten Abend, Bürger.“

Und um andern Fragen auszuweichen, ließ er schnell die Schlösser wieder vorlegen. So blieb ich denn ganz allein, zwischen vier Wänden, schwarz, wie der schwärzeste Rauchfang, von einem dunkeln Gewölbe geschlossen. In diese Art von Grab drang das Licht des Tages nur durch zwei stark vergitterte Luftlöcher, etwa zwei Fuß lang und drei breit. Es war sieben Uhr des Abends, und vollkommene Dunkelheit herrschte bereits in meinem neuen Aufenthalte; doch da es draußen noch hell war, stachen die eisernen Gitter auf eine grausame Art gegen den lichtern Grund ab.

Ich setzte mich auf die Erde; denn noch hatte man mir nicht Stuhl, nicht Bett gegeben (Alles dies ward mir erst später gebracht), und die Grausamkeit, mit der man mich behandelte, flößte mir eine Wuth ein, die mich für den ersten Augenblick unempfindlich gegen die Schrecken meines Gefängnisses machte. Etwa eine und eine halbe Stunde blieb ich so, den Rücken gegen die Mauer gelehnt, sitzen, ohne mich von der Stelle zu bewegen, ob-

gleich die Wand sehr feucht war. Nach Verlauf jener Zeit hörte ich mit wahrem Vergnügen die großen Schlüssel in den Schlössern sich drehen. Ich sprang sogleich empor, doch verging noch einige Zeit, ehe ich erfuhr, was es gäbe, denn sechs bis sieben Minuten vergingen über dem Oeffnen meiner Thüre. Endlich ließ mich das Licht einer Laterne meinen treuen Gamache sehen, dem man meinen Koffer, zwei Betten, und einige Stühle nachtrug. Ich empfand hierüber eine große Freude. Zuerst mußte ich alle denen: „Mein Gott, mein lieber Herr Gott!“ ihren freien Lauf lassen, die, so wie andere Ausrufungen, mein ehrlicher Gamache stets in dergleichen Gelegenheiten bei der Hand hatte. Er beruhigte sich jedoch nach und nach, und indem er vom Schmerz zur Verachtung überging, sagte er:

„Man muß gestehen, daß dies arge Wichte sind (ein anderer seiner Lieblingsausdrücke) die Leute, von welchen Sie hier eingesperrt werden, ohne sie beleidigt zu haben.“

Ich gestand das Treffende dieser Bemerkung zu, sagte auch, daß sie sich mir ebenfalls schon aufgedrängt habe, doch daß diese Wichte unglücklicher Weise die Stärksten wären, und daher wohl Recht behalten würden.

„Geduld, Geduld, entgegnete er mir. Nicht immer wird dies der Fall sein. Auch sie werden

die Süßigkeiten dieses Gefängnisses schmecken*) und Gott sei gelobt, von Niemandem beklagt werden."

„Ich glaube es, gleich Dir, mein guter Gamache. — Doch weshalb bist Du so spät gekommen? Und wie hast Du die Erlaubniß erhalten, bei mir bleiben zu dürfen?" —

„Ich bin spät gekommen, weil man Ihren Koffer, und Alles was er enthielt, erst genau durchsuchen mußte, und weil man dann noch darüber berathschlagte, ob es mir vergönnt sein solle, auch noch ferner bei Ihnen zu sein. Erlaubt hat man es mir, doch ich glaube, daß man mich nicht mehr hinauslassen wird, das heißt, daß man mich nicht wieder hereinlassen wird, wenn ich einmal draußen bin." Ich versicherte ihn, daß ich lieber allein sein, als sehen wolle, daß er sich so für mich aufopfere; doch er erklärte mir, nur der Tod solle ihn von mir trennen, und er denke, dergleichen Gelegenheiten wären es, wo ein Diener seine Treue zeigen müsse. Und in der That war Gamache ein ausgezeichneter Diener. Er verließ mich einige Mo-

---

*) Die Prophezeihung des armen Gamache ist späterhin erfüllt worden. Die Mehrzahl der Jakobiner Marseille's hat in den Gefängnissen des nämlichen Thurmes geschmachtet, und ich muß gestehen, daß ich sie nicht zu beklagen vermochte.

nate darauf, um meinen Vater zu begleiten, als dieser nach Paris geführt ward; denn wie ich schon früher sagte, hatte man ihm bei seiner Abreise von dort auch nicht eines Dieners Begleitung bewilligt. Mit Freuden gab ich ihm Gamache mit. Diesen aber hielt ich dann mit allem Ernste von dem Entschlusse zurück, Frau und Kinder auf's Neue zu verlassen, um wieder zu mir zu kommen*).

Zurück jetzt in den abscheulichen dunkeln Thurm. Man brachte uns zum Abend etwas zu essen, doch da wir noch keinen Tisch hatten, mußten unsere Knie dessen Dienste versehen. Die Eßlust war, wie man sich wohl denken kann, in unserer Lage eben nicht die beste. Am folgenden Tage reichte das wenige Licht, welches durch die dreifach vergitterten Oeffnungen drang, eben hin, uns das Abscheuliche unseres Kerkers vollkommen erkennen zu lassen. Von gleicher Farbe mit Mauer und Decke, hingen hier und dort eiserne Ringe an der Wand, bestimmt, die schweren Verbrecher daran anzuschließen, deren Wuth man entweder fürchtete, oder gegen welche man die größte Strenge anzuwenden Willens war. Traurig war dieser An-

*) Dieser ausgezeichnete Diener lebt noch jetzt. Er ist Oberaufseher der Gärten von Mousseaux. (Anmerkung der Herausgeber.)

blick ohne Zweifel, aber ganz übereinstimmend mit allem Uebrigen. Denn die beständige Dunkelheit, welche hier herrschte, vereint mit dem Mangel an frischer Luft, und dem Gestank der Abtritte, von denen man nur durch eine kleine Thür getrennt war, Alles vereinigte sich, selbst den kräftigsten Geist niederzubeugen und zu entmuthigen.

Stets waren es die Administratoren oder Stadtverordneten, welche meine Thüre öffneten, wenn man mir meine Mahlzeiten brachte. Als sie den ersten Morgen in Begleitung meines Frühstücks kamen, nahm ich sie zu Zeugen der Grausamkeit, mich an einem solchen Orte gefangen zu halten. — „Wir können nichts dabei thun, sagten sie, doch, reichen Sie eine Vorstellung bei der Verwaltung ein.“ Ich reichte eine, ich reichte zehn ein, aber umsonst, und nun verzweifelte ich an einem günstigen Erfolge. Doch blieb mir noch jetzt die Erlaubniß, Bücher zu haben, was mir zur höchsten Annehmlichkeit gereichte. Man gab mir einen Tisch, und sagte mir noch überdies, wenn ich etwas verlangte, sollte ich nur stark gegen die Thüre schlagen, wo denn die Schildwach unten an der Treppe, sogleich den Officier der Wache und die Administratoren benachrichtigen würde. So selten als möglich machte ich jedoch von dieser Vergünstigung Gebrauch, denn mir ward die Erfahrung, daß ich eine harte

Verneinung empfing, wenn die Schildwach, der Officier oder der Administrator übler Laune waren; und fast beständig war dies der Fall.

Wir waren damals in der Mitte des Sommers, und die Hitze der Provence fast nicht zu ertragen, in einem Kerker, wo die Luft sich nie erneuen konnte. Der Erbärmlichkeit und Feuchtigkeit unsers Gemaches ungeachtet, brachten wir den ganzen Tag im Hemde zu. Vergebens versuchten wir Rebholz zu verbrennen, um die Luft gesünder zu machen. Der Rauch drohte uns zu ersticken, und wir mußten auf fernere Versuche verzichten. Um der Ungesundigkeit der Luft aber doch einigermaßen zu steuern, verbrannte Gamache Zucker, und ich ließ mir Blumen bringen, die ich in Wasser stellte und beständig vor der Nase hatte. Durch die übermäßige Hitze gepeinigt, fühlten wir oft das dringendste Bedürfniß, frische Luft einzuathmen; dann kletterten wir Jeder an eins der Luftlöcher, und, das Gesicht fest gegen das Eisen gedrückt, sogen wir mit allen Kräften das Wenige von reiner Luft ein, welches so zu uns dringen konnte. Ich las fast den ganzen Tag, und Gamache auch, doch fing er gewöhnlich mit dem zweiten Theile an, und versicherte, das sei ihm durchaus gleich. Er erzählte mir zuweilen, was er gelesen, und ergötzte mich dann nicht selten durch die lächerlichsten Verdrehungen und

Versetzungen der Geschichte. Sobald man uns des Abends Licht brachte, fingen wir an Piquet zu spielen, und setzten dies bis zum Abendessen fort, das heißt, zwei bis drei Stunden. Dann gingen wir zu Bette, und blieben in demselben am andern Morgen so lange liegen, als wir es irgend aushalten konnten.

Am ersten Tage gewährte man mir, meinen Vater zu besuchen, dessen Gefängniß über dem meinigen war. Seit man ihn von Notre-Dame nach Saint-Jean gebracht, hatte ich ihn nicht gesehen. Ich fand ihn verändert. Man hatte es ihm am Nothwendigsten mangeln lassen, und schon die bloße Entwöhnung der frischen Luft wirkte schädlich auf ihn, der gewöhnt war, täglich im Freien zu sein, und sich viel Bewegung zu machen. Beaujolais war von des Morgens bis des Abends mit ihm zusammen. Ihr Kerker war etwas heller als der meinige, und dennoch abscheulich. Wir aßen an dem Tage zusammen, und der Zeugen ungeachtet, war uns dies ein großer Trost; daher beeiferte man sich auch, ihn uns vom folgenden Tage an zu entziehen. Und nun sah ich meinen Vater während voller drei Monate nicht, obgleich ich unmittelbar unter ihm saß. Nicht voll so lange währte es, bis ich Beaujolais wieder sah, wie ich sogleich erzählen werde.

Alle Abend wurden die Administratoren abgelöst, und dann zeigten sie uns stets ihren Nachfolgern, die uns häufig nicht eines Wortes würdigten, und wieder gingen, wenn sie uns genau beaugenscheint hatten.

Ich spielte dann stets Piquet mit meinem lieben Gamache, und that, als wenn ich sie gar nicht bemerkte, es sei denn, daß sie mich angeredet hätten; denn bald lernte ich einsehen, daß ich von ihnen keine Verbesserung meines Schicksals erwarten dürfe. Auch hoffte ich diese nur von einem eben so unvorherzusehenden als glücklichen Zufalle. Doch, wie ich schon früher sagte, abgesehen von dem Hauptunglücke, hatte ich unendlich oft allerlei kleine Neckereien zu erdulden, die meine Lage noch hundertmal unerträglicher machten. Eines Abends, unter Andern, drang eine große Anzahl National-Gardisten bei mir ein, als mir das Essen gebracht ward. Sie stellten sich dicht neben mich, und betrachteten mich mit jener beleidigenden Zudringlichkeit, die sich so schwer mit Geduld ertragen läßt. Ich wollte nicht eher essen, als bis sie sich entfernt hätten, doch sie erklärten mir, daß sie bleiben würden, bis meine Mahlzeit verzehrt wäre; sei ich daher nicht hungrig, so dürfe ich es nur sagen. Ich entgegnete, daß man mir bisher erlaubt, ohne Zeugen zu essen, und grade dann, wenn es mir beliebte, daß ich

mir aber auch nicht einen Bissen meines Abendbrodes entziehen würde, wenn man ein Vergnügen darin fände, mir diese Erlaubniß zu rauben. Und sogleich begann ich, scheinbar mit dem besten Appetite, zu essen. Mein kaltes Blut war ihnen zuwider; um mich daher aufzubringen, sagte einer von ihnen:

„Warst Du nicht bei dem Verräther Dumouriez?“ —

„Da Ihr kein Recht habt, mich zu fragen, werdet Ihr Euch nicht wundern, wenn ich Euch nicht antworte.“ —

„O! rief er voller Wuth, ich weiß dennoch, ich weiß dennoch sehr wohl, daß Du ein Verräther bist. Gottes Donner! — Doch, wir haben Dich“ —

Einige seiner Kameraden ließen ihm nicht Zeit, seine Rede zu enden, sondern rissen ihn mit sich fort, indem sie ihn darüber lächerlich machten, daß er sich von seiner Hitze habe hinreißen lassen. Dergleichen erneute sich, mehr oder weniger stark, unzählige Male.

Etwa vierzehn Tage war ich in dem Thurme, als ich eine Neuigkeit erfuhr, die mich mit vieler Hoffnung erfüllte. Doch leider war diese nicht von langer Dauer. Ein Officier der National-Garde, geschwätzig, aber gutmüthig, hatte den Auftrag erhalten, mein Essen zu begleiten und meine Thür

zu öffnen (denn man verschloß nur noch eine, die jedoch drei ungeheure Schlösser hatte, und also mehr als hinlänglich war). Nachdem er mich sehr ernsthaft begrüßt, fand er Gelegenheit, einen Augenblick mit mir und Gamache allein zu sein.

„Sein Sie ruhig, sagte er, Ihre Qualen werden nicht mehr lange währen, denn wir haben aufgehört, dem Convente zu gehorchen."

Diese Nachricht erfüllte mich eben so sehr mit Ueberraschung, als mit Freude. Ich wollte ihn um den näheren Zusammenhang einer Begebenheit fragen, die für mich ganz unbegreiflich war, da ich weder von den Ereignissen des 31. May, noch von dem daraus erfolgten Entschlusse der Städte Marseille, Toulon, Lyon, Nismes und Bordeaux etwas wußte; aber er entfernte sich eilig, indem er mir durch Zeichen zu verstehen gab, daß es ihm unmöglich sei, mir mehr zu sagen. „Doch, sagte ich zu mir selbst, wenn ihr dem Convente nicht mehr gehorcht, weshalb haltet ihr uns dann hier noch gefangen? Weshalb behandelt ihr uns sogar noch mit mehr Strenge, als er gebot, da in dem Dekrete gegen uns nur von einem Fort gesprochen wird, und ihr uns in einem Kerker schmachten laßt?" Ich beschloß endlich, den Stadtverordneten diese einfache Frage vorzulegen, nur wollte ich dazu die Ablösung des Officiers abwarten, damit man

ihm sein unschuldiges Vertrauen nicht als Verbrechen anrechnen könne. Auch erwartete ich, daß ein Bessergesinnter, das heißt, ein etwas Gutmüthigerer die Wache erhalte (die Nothwendigkeit hatte mich zu einem ziemlich guten Physiognomiker gebildet). Nach einigen Tagen endlich glaubte ich, meine Frage wagen zu dürfen, doch prüfte ich erst vorsichtig das Terrain.

„Bürger, sagte ich, Ihr müßt gestehen, daß mein Gefängniß sich nicht für einen Menschen eignet, dem man nichts zur Last legen kann; es sey mir daher erlaubt, zu fragen, ob der Convent in Rücksicht auf uns einen neuen Befehl erlassen hat?" —

„Nein, Bürger, auch erkennen wir seine Oberherrschaft nicht mehr an." —

„Weshalb haltet Ihr uns dann noch gefangen?" —

„Ihr seid es, durch einen Befehl vom 8. April, und nur denen, die nach dem 31. Mai erfolgt sind, gehorchen wir nicht." —

„Doch dieser Befehl vom 8. April sagt lediglich, daß wir nach einem der Schlösser Marseille's gebracht werden sollen; er spricht keinesweges von einem Kerker." —

„Verzeihet! Einige Tage nach dem 8. April sandte der Convent einen andern Befehl, nach dem Jeder von Euch in einem eigenen, festen Gefäng-

nisse verwahrt, und mit Niemandem, wer es auch sei, Umgang haben sollte." —

„Aber Ihr werdet wenigstens eingestehen, daß dieser Befehl mit mehr Menschlichkeit ausgeführt werden könnte." —

„Ich gestehe, daß Eure Behandlung grausam ist, doch unglücklicher Weise kann ich darin nichts ändern. Reicht eine Bittschrift bei der obersten Verwaltungsbehörde ein." —

„Nichts von Bittschriften mehr. Ich habe tausend eingereicht, und eine hätte genügen müssen, wäre der Wille, mir zu helfen, vorhanden gewesen." —

„Werdet nicht müde darin. Macht noch eine. Ihr habt an diesem traurigen Orte nichts Besseres zu thun, und nur nach vielem Bitten wird einem gewährt. Die Verwaltungen sind gegenwärtig erneut, und besser geordnet, als früher. Ich will Eure Bitte mit meinem ganzen Einflusse unterstützen, doch im Voraus muß ich Euch sagen, daß dieser Einfluß nur sehr gering ist. Die Redlichen werden stets von den Ränkeschmieden überschrieen. Ich muß Euch jetzt verlassen, auch wird man mir es sicher zum Vorwurf machen, daß ich so lange mit Euch geschwatzt habe; doch, ich that nur meine Pflicht, und fürchte weder ihre Vorwürfe, noch ihre Angebereien. Lebt wohl, Bürger, überlaßt Euch

nicht der Verzweiflung, und seid überzeugt, daß es mein aufrichtiger Wunsch ist, Euch nützlich zu sein." —

Ich war davon überzeugt, eben so wohl, wie von der Vereitelung seiner Bemühungen, und ich hatte mich nicht getäuscht. Aber solche Worte der Theilnahme gossen wenigstens Balsam in unsere Wunden, und nur höchst selten genossen wir dieser Wonne.

„Ach, der redliche Mensch, sagte Gamache; der gute, fromme Mann! Wären Alle wie er, Sie würden nicht lange hier bleiben, das ist ganz gewiß! Wenigstens wollte ich, daß er beständig die Aufsicht hätte, anstatt jener abscheulichen Kerkermeister, von welchen nicht eine Sylbe herauszubringen ist, und von denen Sie nur mit Stirnrunzeln betrachtet werden."

Es war, wie Gamache sagte, ein guter, frommer Mann, doch gleich so vielen andern Bessergesinnten, in beständiger Todesfurcht, angegeben zu werden; und diese Furcht läßt oft eben so viele Grausamkeiten begehen, als die Niederträchtigkeit selbst. Doch die verschiedenen Abtheilungen Marseille's, welche sich in der That gegen den Convent erklärt hatten, wurden jetzt durch die Brissotsche Parthei geleitet, und an der Spitze dieser Parthei standen Männer, die nichts besser waren, als die Jakobiner, und bei gleicher Macht bestimmt auch

gleiche Grausamkeiten verübt haben würden. Das ist wenigstens meine Meinung; gewiß aber ist, daß sie uns, gleich ihren Vorgängern, im Kerker ließen, und uns in jeder Hinsicht mit derselben Grausamkeit und Ungerechtigkeit behandelten.

Das, was ich von dem Mißlingen meiner Vorstellung vorausgesehen hatte, traf nur zu sehr ein. Man achtete nicht im Geringsten darauf, und meine Lage, statt verbessert zu werden, ward sogar noch verschlimmert. Ungefähr um diese Zeit war es, als wir den Gipfel aller Beschränkungen erreichten, die außer den Unbequemlichkeiten, welche sie zur Folge hatten, auch dazu geeignet waren, die Kraft des Geistes niederzudrücken. Eines Tages kamen zwei Administratoren in Schärpen, in einer ganz ungewöhnlichen Stunde, zu uns. Die Miene der Eintretenden ließ uns nichts Gutes vermuthen. Sie erklärten, mit finsterem Tone, daß sie einen höchst unangenehmen Auftrag empfangen hätten, den ihre Pflicht ihnen jedoch auszuführen geböte. Dieser Eingang war durchaus nicht beruhigend, um so mehr, da ich den Einen von ihnen als einen tollen Jakobiner kannte.

„Wir sollen Ihnen, setzten sie dann hinzu, alle Rasirmesser, Scheeren, Taschenmesser und spitzige Gegenstände aller Art, abnehmen.“

„Aber, Bürger, sagte ich, dergleichen Vorsichtsmaßregeln wendet man doch nur gegen diejenigen an, denen man den Prozeß macht, und selbst bei diesen nur dann, wenn man ihnen Anschläge gegen ihr eigenes Leben zutraut. Bin ich in diesem Falle?“ —

„Wenn man Ihnen den Prozeß machte, würde man Sie es wissen lassen, und auf das Uebrige können wir nur erwidern, daß wir nichts, als unsere Befehle, kennen.“

„Befolgt sie denn, ich bin nicht toll genug, mich ihnen auch nur im Mindesten widersetzen zu wollen. Doch, wie soll ich mich rasiren, mein Essen zerschneiden, und dergleichen mehr?“ —

„Alles, was wir Ihnen nehmen, wird in einen Kasten gethan, von welchem Sie den Schlüssel bekommen sollen. Die Administratoren der Wache erhalten diesen Kasten zum Aufbewahren, und werden Ihnen denselben einhändigen, wenn Sie von dem Inhalte Gebrauch zu machen haben; doch darf dies nur in Gegenwart von Zeugen geschehen.“ —

Ich sagte Gamache, dessen Wangen bereits Todtenblässe färbte, daß er diesen beiden Bürgern meine Rasirmesser, Scheeren u. s. w. einhändigen solle. Mit wenig Eile und vielen Seufzern vollführte er den Auftrag, worauf die Herren mir sag-

ten, daß es, der Form wegen, nöthig sein würde, Alles, sogar meine Taschen, zu untersuchen. Der Gedanke dieser Beleidigung empörte mich.

„Wie, sagte ich, sollte mein Ehrenwort, nichts zurückzubehalten, nicht genügen?“ —

„Es genügt, entgegnete der Eine, sobald Sie es geben wollen.“ Ich that es und sie gingen. Nun erwartete ich die Wehklagungen meines Gamache, und sie blieben nicht aus; sie waren sogar von der traurigsten Art. Doch auch die Veranlassung dazu war weder erfreulich noch komisch. Aber in solchen Fällen muß man sich vorzüglich vor gänzlicher Niedergeschlagenheit hüten, will man nicht tausend Mal mehr leiden. Gott sei gelobt, ich hatte stets Kraft genug dazu, und die Aussicht des Todes hat nie meine Ruhe gestört. In meiner Stelle würde der arme Gamache vielleicht eben so gewesen sein, doch der Eindruck der Leiden, die man selbst erduldet, ist sehr verschieden von dem, wenn man die leiden siehet, die man wahrhaft liebt. In diesem letztern Falle ist man um so gedrückter, als man seine Besorgniß dem Gegenstande derselben verbergen will; und allein das ist schon wahrhaft eine Marter.

Nachdem die Administratoren uns verlassen hatten, blieben wir einige Zeit, ohne ein Wort zu wechseln. Ich betrachtete Gamache, und sah sein

Gesicht von Augenblick zu Augenblick sich mehr verziehen. Gamache, sagte ich, Dir ist gewiß nicht wohl? — Nie noch habe ich Dich so blaß gesehen." —

„Mir ist wirklich nicht recht gut zu Muthe, doch will ich etwas frische Luft schöpfen, und es wird schnell besser werden." — Indem er dies sagte, ging er zu dem Luftloche, und drückte das Gesicht gegen das Gitter, so daß er mir den Rücken zukehrte; doch gleich darauf sah ich an der Bewegung seiner Schultern, daß er bitterlich weinte.

„Gamache, weshalb weinst Du denn?" — fragte ich ihn.

„Ich weine nicht," entgegnete er schluchzend.

Wäre ich selbst weniger erregt gewesen, so würde mich diese Antwort zum Lachen gebracht haben, jetzt aber sagte ich:

„Ich sehe, daß Du weinst, mein guter Gamache, und Du hast Unrecht, mir einen Schmerz verbergen zu wollen, der mir Deine Anhänglichkeit so deutlich beweist." —

„Ach, entgegnete er, es ist nicht die Angst, welche mich weinen macht, denn, was darf man Ihnen thun? Doch Sie so schändlich, wie einen Hauptverbrecher, behandelt zu sehen, ach, das ist zu viel."

Und auf's Neue löste er sich in Thränen auf.

„Doch weshalb willst Du verzweifeln, da Du mich ruhig siehst? Sei sicher, daß das Wegnehmen dieser Sachen, welche zum täglichen Gebrauch erforderlich sind, nur eine neue Quälerei ist, die die Herren so eben ausgesonnen haben. Darüber darf man sich aber nicht sehr betrüben."

Meine Trostgründe hatten den besten Erfolg. Mein treuer Gefährte beruhigte sich bald wieder; er trocknete seine Thränen, und unserer Gewohnheit gemäß, begannen wir unser Piquet, sobald man uns Licht gebracht hatte. Wir wurden darin durch den Besuch der Administratoren und des Officiers von der Wache unterbrochen, welche alle die Eisenstangen vor unsern Luftlöchern, eine nach der andern, untersuchten, indem sie mit ihren Stöcken dagegenschlugen, um durch den Klang zu erkennen, ob auch keine derselben durchschnitten sei. Ich konnte ein Achselzucken bei dieser Untersuchung nicht unterdrücken, spielte dann aber ruhig fort. Diese Verdoppelung der Vorsichtsmaßregeln, ließ mich argwöhnen, daß man das Aergste mit mir im Sinne habe, denn so behandelt man keinen Menschen, dem man nur die Freiheit entziehen will; und seit drei Monaten, welche ich nun schon im Gefängnisse war, hatten sie nie etwas Aehnliches gethan. Ich war übrigens auf Alles gefaßt, und dennoch verursachte mir Etwas, wie man mich versicherte, blos

Werk des Zufalls, einen so heftigen Schreck, daß ich ihn nie vergesse. Eines Morgens, als ich mich eben den traurigsten Gedanken überließ, hörte ich zu einer ganz ungewöhnlichen Stunde die Schlösser rasseln. Dies erregte meine Neugierde, und ich sah auf die Thür, sobald als möglich zu erfahren, wer sich nahe. Auf höchst traurige Art geschah meiner Neugier ein Genüge. Herein trat ein Priester, in sein weites, faltiges, schwarzes Amtskleid gehüllt, der zu denen, welche ihn eingelassen, sagte: „Ihr könnt wieder schließen, ich werde einige Zeit hier verweilen.“

Ich gestehe, daß ich vermuthete, dies sei ein Priester, den man mir sende, um mich auf mein Ende vorzubereiten. Auch hatte es wohl ganz das Ansehen davon.

„Laßt Euch durch meinen Besuch nicht beunruhigen, sagte der Geistliche, indem er sich mir nahete. Ich komme nur in der Absicht, Euch durch mein Gespräch zu trösten. Ich bin Pfarrer von Saint-Laurent. Ich besitze das Vertrauen Eurer Frau Tante, auf deren Veranlassung ich auch hier erscheine.“

Er sagte ferner noch, daß er beauftragt sei, alle Gefangene zu besuchen, und wiederholte noch einmal, er hoffe, sein Besuch sei mir nicht unangenehm. Ich versicherte, daß seine Gegenwart, als

einfacher Besuch, mir sehr angenehm sei, doch ich gestand ihm auch, daß der Anblick seines Amtskleides wohl beunruhigend für Jemand sein könne, der, wie ich, im Gefängnisse sei, und mit der ausgesuchtesten Strenge behandelt werde. Er bestätigte wiederholt, daß er weit entfernt sei, mich mit trüben Dingen zu unterhalten, sondern nur beabsichtige, mich zu trösten und zu erheitern. Und um mir hierüber keinen Zweifel zu lassen, erzählte er einiges mit auffallender Lustigkeit. Die verlangte ich nicht von ihm, doch suchte ich zu erfahren, woher die Vermehrung der gegen mich ausgeübten Strenge komme. Er betheuerte, daß er von alle dem nichts wisse, ermahnte mich zur Geduld, unterhielt mich von den allergleichgültigsten Dingen, und verließ mich endlich, etwa nach einer halben Stunde. Ich sah ihn erst zwei Jahr darauf wieder. Er kam damals von Rom, wo er sein Gelübde als constitutioneller Priester widerrufen, und die Verzeihung des Papstes erhalten hatte. Er erneuete seinen Widerruf in Marseille sogleich, d. h. 1796.

Mein Vater, der vergebens um die Erlaubniß gebeten, die frische Luft genießen zu dürfen, und sei es auch nur in der Thür des Thurmes, erneuete jetzt seine Bitte für Beaujolais, dessen Gesundheit durch die lange Einkerkerung zu wanken begann, und dessen Alter jede abschlägliche Antwort unver-

zeihlich machte. Auch ward sein Gesuch bewilligt, doch unter der Bedingung, daß einer der Administratoren Beaujolais nicht aus den Augen verlieren solle. Man hatte ihm im Laufe des Tages gestattet, zwei bis drei Stunden in der freien Luft zuzubringen, und führte ihn dann wieder zurück in sein Gefängniß. Mehrere Male bat er dringend um die Erlaubniß, mich besuchen zu dürfen, sie ward aber hartnäckig verweigert. Da er über mir eingeschlossen war, mußte er vor meiner Thür vorbei, wenn er hinunter ging. Niemals unterließ er dann, zu rufen: „Guten Tag, Montpensier. Wie geht es Dir?“

Man kann sich nicht vorstellen, welchen Eindruck es auf mich machte, seine Stimme zu hören, und welche Angst ich ausstand, geschah dies vielleicht einen Tag nicht; denn häufig erlaubte man ihm nicht, mir diesen Gruß zuzurufen, und stets beeilte man ihn so, daß er kaum meine Antwort hören konnte. Eines Tages jedoch hatte er die Erlaubniß erhalten, erst zur Zeit des Mittagsessens wieder in den Thurm zurück zu kehren, und da schlüpfte er hinter dem Träger durch, in mein Gefängniß, in meine Arme, und vergebens versuchten die Administratoren, ihn zurück zu halten. Sechs Wochen, sechs gräßliche Wochen waren vergangen, seit ich ihn nicht gesehen. Es war ein süßes, doch — ein

kurzes Wiedersehen. Man riß ihn sogleich von mir fort, und drohte, ihn nicht mehr heraus zu lassen, wenn so Etwas wieder vorfalle. Ist eine solche Grausamkeit wohl zu begreifen!? Denn welchen Grund, welchen Vorwand selbst nur, konnten sie haben, zwei Brüder, von denen der eine $13\frac{1}{2}$, der andere 18 Jahr alt war, des Trostes zu berauben, sich einige Augenblicke vor Zeugen zu sehen? — Man gestattete mir nicht einmal, wenn die Thür geöffnet wurde, mich derselben zu nahen, um die Luft einzuathmen, welche über die kleine enge Treppe kam. Nur einen Morgen erlaubte man mir, einige Augenblicke auf der Schwelle meines Gefängnisses stehen zu dürfen. Mit Erschütterung hörte ich die Stimme meines Vaters zum ersten Male seit sehr langer Zeit. Er war von der Treppe nur durch ein Gitter getrennt. Vor diesem stand eine Schildwache, die Alles sehen konnte, was er machte, und ihn anreden, wenn es ihr beliebte. Ueberdies ließen die Administratoren und die Officiere der Wache auch noch ihre Verwandten und guten Freunde hierher kommen, um ihre Neugier zu befriedigen. Der Vortheil etwas besserer Luft schien mir um diesen Preis zu theuer erkauft. Man bot mir an der Stelle meiner großen Thür ebenfalls ein solches Gitter an. Ich schlug es jedoch aus, konnte auch nicht begreifen, wie mein un-

glücklicher Vater alle die Unannehmlichkeiten, deren ich so eben erwähnte, einer Thür mit Riegeln und Schlössern vorziehen könne. Doch er machte sich nichts daraus. Er sah sogar gern fremde Gesichter, und liebte es, zuweilen mit Jemandem, wer es auch sei, sprechen zu können. Jetzt hörte ich, daß er die Schildwach fragte, wie spät es sei. Schnell rief ich: „Es ist neun Uhr. — Guten Morgen, mein Vater; wie befinden Sie sich?“ —

„Ach! Montpensier, entgegnete er sogleich, wie froh bin ich, Deine Stimme zu hören. Meine Gesundheit ist nicht die beste, mein armes Kind, doch könnte ich Dich nur sehen, es würde mir schon gut thun.“ Dann hörte ich, daß er um die Erlaubniß bat, mich nur einen Augenblick sehen zu dürfen. Sie ward verweigert, und meine Thür sogleich wieder verschlossen.

Was man mir sagte, als man mir die schneidenden Werkzeuge nahm, ward gehalten. Wenn ich mich rasiren mußte (was bei mir seltener, als bei Gamache der Fall war, denn ich hatte damals noch sehr wenig Bart), bat ich den Administrator, mir das Kästchen zu schicken; und während wir von den Messern Gebrauch machten, blieben zwei National-Gardisten neben uns stehen. Die Aufmerksamkeit, mit der sie Gamache betrachteten, während er sich rasirte, machte mir öfters Spaß. War

er bei guter Laune, so fragte er wohl, ob sie glaubten, daß er Lust habe, sich den Hals abzuschneiden, und versicherte dann, wenn Niemand mehr Verlangen danach trüge, als er, so würde sein Kopf noch lange ganz sicher auf seinen Schultern sein; er sei übrigens wahrhaft beschämt, sie mit seinem Putz so zu belästigen. Ich benutzte die Anwesenheit des Kästchens auch beständig, um Federn zu schneiden, Bleistifte und Kreide zu spitzen; denn ich versuchte zu zeichnen, wenn ich Licht genug dazu hatte. Häufig aber ward es mir sehr schwer, häufig sogar unmöglich. Wollte ich mich während des Essens eines Messers bedienen, mußten ebenfalls zwei National-Gardisten zugegen sein, und das war mir im höchsten Grade zuwider, denn dann konnte man nicht sprechen, und während des Essens spricht man in der Regel am liebsten. Zum Abendessen ließ ich mir das Fleisch daher stets in kleine Stückchen zerschnitten bringen, um der Messer, und mit ihnen der lästigen Zeugen entbehren zu können*). Waren aber, durch einen glücklichen Zufall, artige, bescheidene Menschen zu unserer Bewachung bestimmt, so fiel dadurch häufig das Unangenehme der Sache

*) Eines Abends, als ich dies vergessen hatte, mußten wir mit Zähnen und Fingern den Braten zerreißen, der unser Abendbrod ausmachte.

weg, und wir hatten noch dazu den Vortheil, nach Diesem und Jenem, was in der Außenwelt sich ereignete, fragen zu können; denn in dieser Hinsicht ließ man uns stets in vollkommener Unwissenheit. Da aber alle die National-Gardisten die Weisung hatten, nicht mit uns zu sprechen, mußten sie große Lust zum Schwatzen haben, sollten sie dagegen handeln, und vorzüglich mußte dann Einer des Andern sicher sein; und das geschah nicht oft. Dennoch ereignete es sich zuweilen, und auf diese Art erfuhr ich auch die Organisirung einer Armee von 16,000 Marseillern, welche sich den Truppen des Convents entgegenstellen sollten, die unter dem Befehl Carteaux's anrückten*). Sie ver-

*) Der General Carteaux hatte unter der Leitung des berühmten Dayon, welcher den Dom des Invalidenhauses malte, Geschmack an der Malerei gefunden. Doch im Waffenhandwerke vergaß er seiner ersten Arbeiten bald. Mit Leidenschaft nahm er Theil an der Revolution. Den 14. Juli 1789 ward er zum Adjutanten der Stadt Paris ernannt. Als im Jahre 1793 die Marseiller sich zur Unterstützung der Lyoneser bewaffneten, ward Carteaux zu ihrer Bekämpfung ersehen. An den Ufern der Rhone schlug er sie, und zog den 25. August siegreich in Marseille ein. Im October desselben Jahres eilte er nach Toulon, die Landung der Engländer zu hindern.

sprachen sich Wunder von ihrer Armee, die selbst unzugängliche Päſſe gegen eine Hand voll Menſchen nicht zu vertheidigen vermochte (Carteaux hatte nur 3000 Mann unter ſeinen Befehlen). Sie verſicherten mich, daß man ſich beeifern werde, uns unſere Freiheit zu ſchenken, ſobald man ſich gegen die Jakobiner geſichert, und dieſe Bande von Räubern vernichtet hätte. Ich dankte für die Mittheilung dieſer angenehmen Neuigkeiten, ohne im Mindeſten daran zu glauben; auch ſah ich darin nichts, was eine Verbeſſerung unſeres Schickſals verkünden konnte. Die Vorſichtsmaßregeln nahmen noch immer zu. Alles, was wir erhielten, wurde auf die peinlichſte Art unterſucht. Selbſt das Brod ward zerſchnitten, um ſich zu überzeugen, daß kein Brief darin verborgen ſei. Das Geflügel wurde

---

Bei der Belagerung dieſer Stadt, und unter Carteaux's Befehlen, vollbrachte Napoleon Bonaparte ſeine erſten Waffenthaten. Doch Carteaux, der zum Oberbefehlshaber der Armee der Alpen ernannt worden, blieb nicht lange auf dieſem Poſten. Zu Marſeille verhaftet, ward er nach Paris geführt, 1794 in der Conciergerie gefangen gehalten und durch den 9. Thermidor wieder in Freiheit geſetzt. Er blieb bis 1800 im aktiven Militairdienſt. (Anmerkung der Herausgeber.)

ebenfalls in zwei Hälften zertheilt, und genau untersucht; kurz, Alles, sogar das Obst, war dieser lächerlichen Untersuchung ausgesetzt. Da diese gewöhnlich mit dem nämlichen Messer vorgenommen wurde, erhielt Alles, was man aß, ein schmutziges, widerliches Ansehen. Nachdem ich diese neue Quälerei lange, ohne Klage, ertragen hatte, verlor ich eines Tages die Geduld. Der Mensch, der unser Essen brachte, setzte es auf den Tisch. Der Administrator, welcher zugegen war, bemerkte, daß irgend ein Geflügel noch nicht zerschnitten sei. Er stürzte auf mich los, und sagte mit gebieterischem und argwöhnischem Tone, daß ich den Vogel vor seinen Augen zerschneiden müsse, ehe ich davon essen dürfe.

„Ich muß ihn natürlich zerschneiden, um davon essen zu können, sagte ich, nur mit Anstrengung Herr meiner selbst bleibend; doch will ich es Ihnen nicht verwehren, sich diese Genugthuung selbst zu verschaffen.“ —

„Bürger, ich spreche im Namen des Gesetzes, entgegnete er, und Ihr müßt Euch ihm unterwerfen.“ —

„Bürger, das Gesetz befiehlt nicht alle die Quälereien, die Ihr gegen uns ausübt, aber dennoch weiß ich sehr wohl, daß ich mich ihm unterwerfen

muß, da ich in dem Gefängnisse bin, und Ihr den Schlüssel dazu habt." —

„Das ist eine Wahrheit, deren Ihr nicht gegen mich zu erwähnen habt."

Ich befahl nun Gamache, das Huhn zu zerschneiden, und der Administrator entfernte sich schimpfend. Nach einer Anzahl „Mein Gott, gnädiger Herr! die abscheulichen Menschen!" — ermahnte mich Gamache, meine Hitze in Gegenwart so gefährlicher Personen zu mäßigen. Aber sie war oft stärker als ich. Die beiden ersten Monate meiner Gefangenschaft in dem Thurme, sind ohne Zweifel die gräßlichsten der ganzen Einkerkerung, denn, hatte ich in der Folge auch heftigeren Kummer zu ertragen, als während jener Zeit, so ward ich doch nicht wieder durch eine solche Reihe von Quälereien und Plagen aller Art gepeinigt. Ich sage zwei Monate, obgleich ich drei in diesem Kerker zubrachte, ohne auch nur ein einziges Mal die Schwelle desselben zu überschreiten. Aber nach Ablauf dieser zwei Monate, oder sogar noch einige Tage früher, ward mir zuerst ein Trost gewährt, der sehr viel zur Erleichterung meines Schicksals beitrug. Als ich es am wenigsten erwartete, öffnete sich meine Thür, und Beaujolais trat ein. Ein Mann, der ihn begleitet hatte, fragte, wann er ihn wieder abholen solle. „In

zwei Stunden, wenn Sie so gut sein wollen!“ entgegnete er. Und der Mann ging, die Thür hinter sich verschließend. Ich fiel meinem Bruder sogleich um den Hals, und die Freude, ihn zu sehen, allein mit ihm zu sein, war anfangs so lebhaft, daß ich nicht ein Wort zu sprechen vermochte. Endlich fragte ich, welchem glücklichen Ereignisse ich diese Freude zu danken habe.

„Ich weiß es selbst nicht, entgegnete er, und glaube, daß es nur ein glücklicher Zufall ist. Der Mann, welcher mich zu Dir einließ, ist nur ein Sekretair, den die Administratoren schickten, um mich in die Luft zu führen. Als ich die Treppe herabkam, fragte ich, ob ich Dich nicht sehen dürfe, und zu meinem großen Erstaunen öffnete er die Thür. Aber die Ueberraschung ward erst vollendet, als er mich fragte, wie lange ich hier bleiben wolle. Doch habe ich mich wohl gehütet, ihm merken zu lassen, daß ich glaubte, er handle nur aus Irrthum so. Jetzt aber ist meine einzige Furcht, daß die Administratoren ihm Verweise geben, und ihn sogleich zurückschicken, mich von Dir zu trennen. Doch bis dahin laß uns die Freude des Beisammenseins genießen, und uns schnell Alles sagen, was wir uns gegenseitig mitzutheilen haben.

Ich fragte ihn vor allen Dingen um Nachricht von meinem Vater, dessen Geist sowohl, als sein

Körper, wie ich vermuthete, durch den engen Gewahrsam, angegriffen werden mußte. Beaujolais sagte, daß seine Gesundheit in der That gelitten habe, jetzt aber doch leidlich sei; sonst wäre er aber, mit Ausnahme einzelner finsterer Augenblicke, eben so heiter, eben so liebenswürdig, wie je. Dann erzählte er mir über die gegenwärtige Lage Marseille's, über Carteaux und die Marseiller Armee so manches Neue und Interessante, was er aus den Gesprächen der Administratoren und Nationalgardisten entnommen, wenn diese nicht auf ihn geachtet. Dann sprachen wir von tausend Quälereien, die wir zu erdulden gehabt, seit wir uns nicht gesehen. Endlich schlossen wir damit, daß das Ende unserer Leiden nahe sein müsse, wovon wir die unerwartete Begünstigung, deren wir so eben genossen, als ein sicheres Vorzeichen ansahen. Was unsere Freude noch vermehrte, war, daß die Administratoren Beaujolais nicht holen ließen, obgleich sie wohl wissen mußten, wo er sei. Natürlich war es also, daß sie unser Beisammensein billigten. Nach Ablauf der zwei Stunden, die mit ungemeiner Schnelligkeit vergingen, erschien, der Verabredung gemäß, der Sekretair, um Beaujolais zu holen. Doch trennten wir uns in der Hoffnung, uns am folgenden Tage wieder zu sehen. Sie ward nicht getäuscht, und wir genossen die Freude

die ganzen folgenden drei Wochen hindurch, außer wenn einer der Administratoren im Anfall übler Laune das verweigerte, was alle Anderen bewilligt hatten. Nach diesen drei Wochen, das heißt, den 25. August, am Tage des heiligen Ludwig, zog Carteaux in Marseille ein, und wir wurden nun einer Art von militairischer Aufsicht unterworfen, wobei wir uns viel besser, als bei der der Administratoren und des Stadtrathes befanden*). Zwei Tage früher hörten wir eine starke Kanonade, die in der Stadt zu sein schien, und ziemlich lange anhielt. Wir konnten sogar das Geräusch der Bomben unterscheiden. Diese zwei Tage erlaubte man Beaujolais nicht, mich zu besuchen, und beobachtete sogar, während man mir das Essen brachte, ein unverbrüchliches Schweigen, so daß es unmöglich war,

---

*) Größtentheils hatten wir viel mehr Ursach, mit den Officieren und Unterofficieren zufrieden zu sein, als mit den Civil-Beamten. Die Letztern konnten nie ihre Wuth gegen diejenigen verbergen, oder unterdrücken, die sie für ihre Feinde hielten, und sie benutzten jede Gelegenheit, ihre Gewalt zu zeigen, indem sie ihre Gefangenen quälten, während die Ersten, an eine edlere Art des Sieges gewöhnt, sich bei dergleichen Gelegenheiten ihrer Pflicht nur mit einer Art Sträuben zu entledigen schienen.

den wahren Zusammenhang der Dinge zu erfahren. Ich wußte, daß Carteaux in der Nähe sei, und vermuthete daher, daß die Marseiller noch einen letzten Versuch machten, sich ihm zu widersetzen. Später erfuhr ich, daß es die 11. Section gewesen, welche sich für Carteaux erklärt, einige Zeit mit den andern geschlagen, und dann mit der constitutionellen Armee vereinigt hatte, die, wie ich schon sagte, am 25. August in Marseille einzog. Am Abend vorher wurden wir in eine große Unruhe versetzt, als die gewöhnliche Stunde, in der man uns unser Abendessen zu bringen pflegte, vorüberging, ohne daß sich unsere Thüre öffnete. Mehrere Stunden verflossen, und wir fürchteten schon, daß man uns dem Hungertode bestimmt habe. Die Wachstube des Thurms war sehr nahe bei meiner Thür, und stets machten die National-Gardisten daselbst, zu meiner großen Plage, einen unerträglichen Lärm; denn ihr kreischender Gesang hinderte mich oft ganze Nächte hindurch, ein Auge zu schließen. Doch diesen Abend hörte man nichts, und es schien, als wären die Herren von ihrem Posten entlaufen. Wir schlugen mit vereinten Kräften gegen die Thür, Gamache und ich; und mein Vater und Beaujolais schrieen von ihrer Seite. Ich versuchte, sie durch meine Thür zu fragen, ob sie aus dem nämlichen Grunde so lärmten, wie wir. Sie hörten mich,

und antworteten, daß ihre Schildwache sie verlassen habe. Da mein Gefängniß näher an der Wache war, fragten sie, ob ich nichts höre? Ich entgegnete ihnen: „Nein;“ doch nach einiger Zeit glaubte ich, Stimmen zu vernehmen. Das Geräusch ward immer deutlicher, was für die Näherung desselben sprach. Wir erneuten unser Geschrei, und erhielten die Antwort, man komme; wodurch wir sehr beruhigt wurden. Wirklich öffnete sich bald darauf unsere Thür, und mit Freuden sahen wir unsere Hüther eintreten. Wir erlaubten uns einige Fragen über diese lange Verzögerung, erhielten jedoch keine Antwort.

Am folgenden Morgen, an dem Tage der Ankunft Carteaux's, kam ein Corporal der National-Garde ganz allein, meine Thür zu öffnen. Ich sah dadurch, daß Alles in Unordnung sei, und wollte diese wenigstens benutzen, meinen Vater zu sehen. Volle drei Monate hatte ich seines Anblicks entbehrt, obgleich ich während der ganzen Zeit so nahe bei ihm war. Ich verließ daher mein fürchterliches Grab, des Corporals ungeachtet, der vor Furcht mehr todt als lebendig war, und beständig schrie: „Aber, Bürger, das geht nicht, Bürger!“ Ich versicherte ihn, daß es dennoch ginge, und bewies es ihm, indem ich, stets mehrere Stufen überspringend, die Treppe hinaufflog, die nach

meines Vaters und Beaujolais Gefängniß führte. Das Gitter war offen, weil ihnen so eben das Frühstück gebracht worden war. Ich stürzte in die ausgebreiteten Arme meines Vaters, und nichts gleicht der Wonne dieses Augenblicks. Ich wollte mit ihnen zusammen frühstücken. Der Corporal bat mit Zittern, es nicht zu thun, indem er hinzusetzte, daß er verloren sei, wenn man uns zusammen fände. Ich ging daher wieder in mein trauriges Gefängniß zurück.

Gegen Mittag besetzten Carteaux's Truppen das Fort. Es war eine Abtheilung des Regiments Bourgogne. Der Officier, welcher sie befehligte, ließ sich alle Posten und Gefängnisse von einem Officier der National-Garde zeigen, welcher in der grösten Angst schwebte, weil er fürchtete, und das wohl nicht ganz mit Unrecht, daß man ihn als Rebellen behandeln werde. Der Officier des Regiments Bourgogne war sehr gesittet und anständig. Ich fragte ihn um seine Befehle in Bezug auf uns, und er entgegnete mir, er habe keine andern, als, vorläufig den früheren zu folgen; wenn wir aber Vorstellungen an den General Carteaux oder an die Vertreter des Volks zu machen hätten, so wollte er deren Besorgung mit dem grösten Vergnügen übernehmen. Er fügte hinzu, er wünsche, uns persönlich gefällig sein zu können, doch möchten

wir bedenken, daß dies leider nicht in seiner Macht stehe, und daß ein Militair keine Richtschnur seines Betragens kenne, als die Befehle seiner Vorgesetzten. Nachdem er dies gesagt, ging er. Bald darauf brachte man mir mein Mittagessen. Ein Corporal öffnete die Thür.

„Teufel, sagte er, indem er eintrat, das ist gut dunkel hier! Guten Abend, Bürger! Das ist Euer Vater und Euer Bruder, die hier oben sind; nicht wahr?“ —

„Ja.“ —

„Würde es Euch wohl ein gut Vergnügen machen, mit ihnen zusammen zu essen?“ —

„O, ein sehr großes, und ich würde Euch vielen Dank dafür schuldig sein!“ —

„Nun gut, geht hinauf. Ich habe das Gitter unten zugeschlossen. Wenn der Officier, oder sonst Jemand kömmt, steigt Ihr gut geschwind wieder herunter in Euer Gefängniß, und es ist nichts zu bemerken. Ich würde Euch wohl ganz herauslassen, aber man möchte mich gut an Eurer Stelle einsperren.“

Ich war schon oben, als der redliche Mensch seine Rede beendete. Mein Vater und Beaujolais waren nicht überrascht, als sie mich sahen, denn sie hatten diese Gunst von dem Corporal erbeten. Ihre Freude war aber deshalb nicht geringer. Wir

dankten Alle gleich herzlich dem guten Unterofficier, der sie uns verschafft hatte. Er war wirklich eine ehrliche Haut, aber verschroben im höchsten Grade. „Es ist gut, sagte er. Ich bin zufrieden, wenn Ihr es seid, aber — verschwiegen (dabei legte er den Finger auf den Mund), und rühmt Euch nicht, zusammen gewesen zu sein, denn ich wäre verloren, käme es heraus."

Wir verzehrten unser Essen mit so fröhlicher Laune, als wir es lange nicht gethan; selbst nach dem Essen durften wir noch einige Zeit bei einander bleiben. Als es dunkel wurde, kam der Unterofficier, mich und meinen treuen Gamache wieder in unserem Gefängnisse einzuschließen. Er war es wieder, der unser Abendessen brachte. Ich hoffte, er werde mir die nämliche Gunst, wie diesen Morgen, bewilligen, bat ihn auch darum, aber er schlug es ab. Seiner täglichen Gewohnheit nach, war er betrunken.

„Nein, sagte er, das würde Alles verderben, wenn Ihr heut Abend da hinauf ginget. Verzehrt Euer Abendbrod nur ruhig hier unten."

Was mir hierbei ganz deutlich ward, war, daß der gute Mann nüchtern viel umgänglicher sei, als betrunken. Am folgenden Morgen machte er gar keine Umstände, als ich ihn bat, zu meinem Vater und Beaujolais gehen zu dürfen; zu meiner größten Freude ließ er mich sogar den ganzen Mor-



gen bei ihnen. Nur einige Minuten vor seiner Ablösung kam er, um uns wieder einzuschließen. Sein Nachfolger war eben so gut, wie er, und bewilligte uns mit der größten Freundlichkeit dieselbe Begünstigung, ohne alle Einschränkung. Wir konnten ganz nach unserem Gefallen, und ohne Zeugen zusammen sein, was uns seit unendlich langer Zeit nicht vergönnt gewesen war. Wir vertrieben uns die Zeit durch alle mögliche Arten von Spielen, mit Karten, Dame und Schach. Außer dem Vergnügen selbst, welches unser stetes Beisammensein uns verursachte, goß auch noch die Hoffnung, daß unsere gänzliche Befreiung vielleicht nahe sei, lindernden Balsam in unsere Wunden. Wir waren in der letzten Zeit so schlecht, so grausam behandelt worden, daß unsere jetzigen Hüter, ohne sich Nachlässigkeit zu Schulden kommen zu lassen, unsere Lage unendlich erleichtern konnten, wenn sie der Menschlichkeit nur in etwas Gehör gaben. Auch muß ich ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie hierin Alles thaten, was in ihren Kräften stand. Wenn ich sage, „Sie," so verstehe ich darunter beinahe alle die Unterofficiere, welche die Wache im Thurme bezogen. Denn fast lediglich von diesen hingen wir in jener Zeit ab. Die Officiere waren in der Regel weniger gut, aber dennoch betrugen einige sich ganz ausgezeichnet artig und

gefällig gegen uns. Beaujolais hatte die Erlaubniß, zu jeder Stunde, und so lange er wollte, im Fort herum zu gehen; mein treuer Gamache erhielt sie gleichfalls. Diese beiden Halbfreien machten uns um so mehr Freude, da sie fast Alles erfuhren, was außerhalb vorging, und es uns dann wieder mittheilten. Doch mein Vater und ich erhielten, aller Vorstellungen ungeachtet, nicht die Erlaubniß, ebenfalls die freie Luft genießen zu dürfen, und dennoch war es uns, wie man sich denken kann, ein wahres Bedürfniß. Mein Vater litt noch mehr, als ich. Endlich, nach Verlauf einiger Tage, trat ein Officier zu uns in das Gefängniß, und sagte: „Kommt, Bürger, kommt, die frische Luft einzuathmen. Es ist zu grausam, Euch so einzusperren. Ich nehme es über mich. Man mag mich dafür strafen, wenn man es nöthig findet*).“ Wir folgten ihm mit der größten Eil, ihn unsers Dankes versichernd.

Man kann sich keine Vorstellung davon machen, was es heißt, wieder an das Tageslicht zu kommen, wenn man ihm lange Zeit entzogen war, zum ersten Mal wieder der gesunden Luft genießen. Zuerst war ich betäubt, und zwar so stark, daß

*) Dieser brave Mann hieß Cottin, und war Lieutenant bei einem Bataillon der Cote-d'Or (Dijon).

ich während mehrerer Augenblicke nicht zu gehen vermochte; dann taumelte ich, wie ein Betrunkener, und hatte solch ein Brausen vor den Ohren, daß ich durchaus nicht hören könnte, was man zu mir sprach. Erst nach einer Viertelstunde war ich im Stande, ganz das Wohlthätige der Erlaubniß zu erkennen und genießen. Zum Spaziergang hatten wir eine kleine Terrasse, welche sich an den Thurm lehnte, der unser Gefängniß enthielt. Anderthalb Stunden durften wir hier bleiben, und erst als es dunkel wurde, mußten wir in unsern Kerker zurück. Am nächsten Tage, so wie die darauf folgenden, ward diese Vergünstigung wiederholt. Einige Officiere nur verweigerten ihre Erlaubniß, sei es aus Bosheit, sei es aus Furcht. Doch geschah dies nur selten. Und selbst in diesem Falle bewirkten einige Flaschen Weines, oder einige Pfeifen guten Tabaks, daß die Unterofficiere es über sich nahmen, uns die Terrasse besuchen zu lassen. Kurz, die militairische Oberherrschaft behagte uns, wie ich schon sagte, bei weitem besser, als die des Stadtrathes. Doch diese Behörde fand auch jetzt noch Mittel, uns zu kränken, obgleich sie der militairischen Gewalt untergeordnet war. (Die Stadt war in den Belagerungs-Stand erklärt worden.) Eines Tages, als wir ruhig mit einander zu Mittag aßen, traten zwei Stadtverordnete, mit ihren

Schärpen geschmückt, bei uns ein, und bewiesen uns sogleich in einem groben Tone ihre Gewalt über uns.

„Bürger, die Verordneten des Departements und der Distrikte, so wie der Stadtrath, welche erst diesen Morgen von Eurer Wiedervereinigung hörten, haben uns sogleich abgeschickt, Euch zu trennen. Der älteste Sohn muß daher auf der Stelle wieder hinunter in sein Gefängniß, wo er, wie bisher, eingeschlossen werden soll, ohne mit irgend Jemand, wer es auch sei, Umgang zu haben."

Diese Erklärung erfüllte den ältesten Sohn mit Schmerz und Zorn.

„Wenigstens, sagte ich, werdet Ihr wohl erlauben, daß ich mein Essen erst hier oben verzehre, denn es kann Euch gleichgültig sein, ob ich eine halbe Stunde früher oder später in meinen Kerker zurückgeschleppt werde."

Mein Vater war höchst aufgebracht.

„Fühlt Ihr denn nicht die Härte und Ungerechtigkeit einer solchen Behandlung, und den geringen Nutzen, der Euch daraus erwächst?" —

„Wir wissen, daß das traurig ist, können aber nur unseren Befehlen folgen."

Endlich erlaubten sie, daß wir noch zusammen essen dürften, geboten aber dem Unterofficier, mich dann sogleich einzuschließen. Nachdem sie diesen

Befehl gegeben, gingen sie. Wir waren tiefbetrübt und in Schweigen versunken, als der Unterofficier, welcher die Herren begleitet hatte, zu uns zurückkam, und sich, in einiger Entfernung von unserm Tische, setzte. Glücklicher Weise war es ein herzensguter Mensch, den die Lage, in der er uns fand, bis in die Seele rührte.

„Trösten Sie sich, sagte er. Und wenn alle Stadtverordnete der ganzen Erde mir solche Befehle gäben, würde ich mich dennoch brav hüten, sie zu befolgen. Sein Sie ruhig; Sie sollen zusammen bleiben, oder mein Officier müßte denn selbst kommen, Sie zu trennen. Gegen Abend, wenn es dunkel wird, werde ich Sie nach der kleinen Terrasse abholen, damit Sie frei Athem holen können. Uebrigens werde ich auch meiner Ablösung nichts von dem Befehle sagen, den mir die Kerls ertheilt haben, und so werden Sie der alten Begünstigungen genießen." —

Diese ganz unerwarteten Worte erfüllten uns nicht nur mit der innigsten Freude, sondern auch mit der aufrichtigsten Rührung über die Theilnahme des fremden Mannes. Vergebens suchten wir nach Worten, um dem großmüthigen Wesen, das wir heute zum ersten Male sahen, und das uns einen so großen Dienst geleistet hatte, unseren Dank auszudrücken. Doch er sah, wie sehr seine Güte uns

rührte, und dies war sein einziger Lohn, denn nie wollte er auch nur die geringste Kleinigkeit von uns annehmen.

Wie er es gesagt hatte, so geschah es auch. Wir blieben beisammen, und durften fast alle Abende längere oder kürzere Zeit auf die Terrasse gehen. Wenn irgend ein Administrator oder höherer Officier kam, nach der Ordnung in dem Thurme zu sehen (und das geschah nur höchst selten), so lief der Unterofficier schnell herzu, uns hinter alle mögliche Gitter, Schlösser und Riegel unserer Kerker zu bringen. Waren jene aber fort, so öffnete er auch sogleich wieder, und ließ uns, wie vorher, zu einander. Eines Tages, als ich auf diese Art in meinem Gefängnisse eingeschlossen worden, hörte ich durch die Thür, daß einer dieser Herren, indem er die Treppe hinauf ging, sagte:

„Es ist der ci-devant Herzog von Orleans, der oben sitzt, und hier unten sein ältester Sohn. Aber sie werden wohl die längste Zeit hier gewesen sein, denn ihre Köpfe müssen herunter.“

Obgleich ich dergleichen schon öfter gehört hatte, so machten doch gerade jetzt diese Worte einen um so stärkern Eindruck auf mich, da wir, aus dem Hange, welcher dem Menschen so natürlich ist, sich der Hoffnung selbst bei der kleinsten Aussicht zu überlassen, die bisherigen Verbesserungen unserer

Lage, welche wir doch nur der Menschlichkeit der Unterofficiere und Officiere zu danken hatten, bereits als ein sicheres Vorzeichen baldiger Befreiung ansahen.

So verlebten wir den September und einen Theil des folgenden Monats. Am Morgen des 15. Octobers, als ich mich mit meinem Vater ruhig unterhielt, kam Beaujolais mit einem Ausdruck des Schreckens, den er vergebens zu verbergen suchte, eilig zu uns. Mein Vater fragte ihn, was es Neues gäbe.

„Es wird Ihrer, entgegnete er, in den öffentlichen Blättern erwähnt.“ —

„Wenn es weiter nichts ist, mein Kind, das ist nichts Neues, die Ehre erweist man mir oft genug. Aber ich wäre doch neugierig, das Blatt zu lesen, wenn Du mir es verschaffen könntest.“ —

„Ich habe es bei der Tante gesehen, aber sie wollte nicht einmal, daß ich desselben gegen Sie erwähnen sollte. Doch ich weiß, daß es Ihnen lieber ist, von Allem unterrichtet zu sein.“

„Ganz recht; doch, ist in dem Convente die Rede von mir gewesen?“ —

„Ja, Vater, und es ist dekretirt worden, daß über Sie gerichtet werden soll.“

„Desto besser, desto besser, mein Sohn. So oder so, muß dies doch endigen. Und wessen

können sie mich beschuldigen? Umarmt mich, meine Kinder; die Nachricht ist mir höchst erwünscht." —

Ich war weit entfernt, seine Freude zu theilen, aber auf der andern Seite minderte seine ungemeine Sicherheit, und die Neigung, welche dem Menschen so eigen ist, stets das Beste zu hoffen, doch den Schreck sehr, den mir diese Nachricht verursacht haben würde, hätte ich sie in seiner Abwesenheit erfahren. Er ließ sich das Zeitungsblatt bringen, und las seine Anklage, der mehrere andere folgten.

„Sie ist auf nichts gegründet, sagte er zu mir gewendet. Böswichte haben sie zwar entworfen, aber das schadet nichts. Wie sie es auch anfangen, sie sollen doch nichts gegen mich auffinden können." —

So verbarg der Hang, stets das Beste zu hoffen, der in seinem Karakter so vorherrschend war, ihm die Gefahr, in der er schwebte.

„Betrübt Euch nicht, fuhr er fort, über das, was ich als eine gute Nachricht betrachte. Kommt, laßt uns etwas spielen."

Wir thaten es, und er spielte so ruhig, war so vergnügt, als wenn er durchaus nichts erfahren hätte. Etwas später sagte er mir, daß man wohl auch mich, mit ihm, nach Paris kommen lassen werde, um über mich zu richten. Ich glaubte es auch, ohne aber davon so viel zu hoffen, als er. Einige Tage darauf erhielten wir den Besuch von

drei Commissairen, welche von Paris kamen, ihr Opfer zu holen. Sie waren sehr artig, sogar honigsüß (nie konnte ich erfahren, was sie dazu bewogen), und riethen uns, alle Furcht zu verbannen, indem sie uns versicherten, es handle sich weniger von einem Richterspruche, als von einer Aufklärung, die man zu erhalten wünsche. Auf meines Vaters Fragen sagten sie ferner, daß sie in Bezug auf mich durchaus keinen Befehl hätten, daß er selbst sich aber zur Reise bereit halten solle, indem sie ihn in wenigen Tagen abholen würden. In der That ward ich den 23. October, des Morgens um 5 Uhr, durch meinen unglücklichen Vater erweckt, der zu mir in meinen Kerker trat. Die Ungeheuer, welche ihn erwürgen lassen wollten, begleiteten ihn. Er umarmte mich zärtlich.

„Ich komme, sagte er, Dir Lebewohl zu sagen, Montpensier, denn ich will abreisen."

Ich war so erschüttert, daß ich nicht eine Sylbe hervorzubringen vermochte. Ich schloß ihn nur unter Thränen in meine Arme.

„Ich wollte eigentlich ohne Lebewohl abreisen, fuhr er fort, denn das ist immer ein peinigender Augenblick, aber ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, Dich vor meiner Abreise zu sehen. So lebe denn wohl, mein theures Kind. Tröste Deinen Bruder, tröste Dich selbst, und denkt Beide

an das Glück, welches wir bei unserem Wiedersehen genießen werden."

Ach! dies Glück war uns nicht bestimmt! — — Unglücklicher, trefflicher Vater! Wer Dich näher kennen lernen konnte, wird eingestehen müssen (wenn es nicht ein niedriger Verläumder ist), daß Ehrgeiz und Rachsucht deinem Herzen fremd waren; daß du die herrlichsten und liebenswürdigsten Eigenschaften besaßest, daß es dir jedoch vielleicht an derjenigen Festigkeit fehlte, welche nur nach eigener Ueberzeugung handelt; daß du dein Vertrauen mit zu großer Leichtigkeit verschenktest, und daß Ungeheuer sich desselben zu bemächtigen wußten, um dich selbst zu verderben, nachdem sie dich zu ihren Plänen gemißbraucht hatten. Wer so urtheilt, wird dir nur die strengste Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber dennoch werden deine Feinde ihn überschreien, und zum Unglück fehlt es ihnen hiezu nicht an Mitteln. Nun wohl! mögen sie ihr Werk vollbringen! mögen sie das Andenken an das theure, unglückliche Wesen entweihen, doch möge die Welt dann auch einst sie selbst kennen lernen, möge sie erfahren, was ich weiß, und möge ich dann noch leben. Jetzt zurück zu meiner eigenen traurigen Lage.

Ich ging hinauf zu Beaujolais, den ich in Thränen fand; den ganzen Tag sprachen wir nur von ihm, von dem auf immer getrennt zu sein, wir

uns nicht denken konnten oder wollten. Am folgenden Tage beschäftigten wir uns mit den Mitteln, uns aus den abscheulichen Kerkern zu befreien, die uns nun schon fünf Monate zum Aufenthalte gedient hatten; das heißt, wir reichten bei den betreffenden Behörden Bittschriften ein. Wir glaubten, daß man gar keinen Grund haben würde, zwei junge Leute, den einen 18, den andern 14 Jahre alt, im Gefängnisse zurück zu halten, und daß man uns wenigstens hellere, gesundere Wohnungen, und etwas mehr Freiheit bewilligen würde. Wir irrten. Die Antwort auf unser Gesuch war der Befehl, uns nicht einen Augenblick mehr aus dem Thurme herauszulassen. Nur die Erlaubniß ward uns, täglich einige Zeit auf dem Rande am Dache des Thurmes die freie Luft genießen zu können, doch von einer Schildwach beobachtet, die den strengsten Befehl hatte, eine Stunde vor Sonnenuntergang die Thür hinter uns wieder zu verschließen. Diese neue Härte, unseren Erwartungen so ganz entgegengesetzt, betrübte uns im höchsten Grade, und erzeugte zugleich ein Gefühl der Verachtung und des Zornes in uns, das wir dem Ueberbringer dieses tyrannischen Befehls umsonst zu verbergen strebten. Aber dennoch blieb uns, wie immer, nichts übrig, als uns zu fügen. Acht bis zehn Tage nach der Abreise meines Vaters, erfüllte uns ein

Brief, den wir, aus Lyon datirt, von ihm erhielten, mit der größten Freude. Er war sehr kurz, und enthielt nichts, als einige beruhigende Nachrichten über seine Gesundheit und Lage. Es waren die letzten Zeilen, welche wir von ihm bekamen. Man ließ uns damals durchaus kein öffentliches Blatt zukommen, obgleich wir dringender als je darum baten. Doch die an uns gerichteten Briefe, welche nicht den geringsten Verdacht zu erregen im Stande waren, ließen die Herren uns beständig einhändigen. Die einzigen Menschen, welche uns seit unserer Gefangenschaft schrieben, waren meine Mutter, welche bis zu der schrecklichen Zeit, die ich sogleich beschreiben werde, in Vernon blieb, und Madame B..., die treue Freundin unsers Vaters, so wie die unsrige, die nie aufhörte, uns die rührendsten Beweise ihrer Anhänglichkeit zu geben, und die uns den Trost ihrer Briefe, selbst in den stürmischesten Zeiten nicht entzog, den Argwohn nicht scheuend, den der Briefwechsel mit so verdächtigen Personen, wie wir waren, leicht erregen konnte. Auch darf ich des guten Lebrün nicht vergessen, der unser Unter-Gouverneur gewesen, und der uns ebenfalls von Zeit zu Zeit schrieb, obgleich er sich in einer höchst ungewissen und gefährlichen Lage befand. Einer seiner Briefe, vom 8. November datirt, den wir jedoch erst am 18. erhielten, ließ

uns zuerst den schrecklichen Verlust ahnen, den wir erlitten hatten, und von dem wir durchaus nichts wußten. Ich sage, wir ahneten den Verlust, denn obgleich der Brief auf die ewige Vorsicht verwies, und Unterwerfung unter ihre unerforschlichen Rathschlüsse von uns forderte, war doch auch Vieles darin enthalten, was von der Spur der schauderhaften Wahrheit ablenkte, so daß wir Mittel fanden, den Brief auf unsere Art auszulegen, und ihn sogar als Trostgrund zu betrachten. „Wäre unserem Vater irgend ein Unglück begegnet, sagten wir, weshalb sollte man es uns nicht bestimmt mittheilen? Wie sollte es zugegangen sein, daß wir es nicht auch schon auf andern Wegen erfahren hätten? Nein, nein, der gute Lebrün ermahnt uns zur Unterwerfung unter den Willen Gottes nur deshalb, weil er weiß, daß sie in unserer Lage, besonders bei der Trennung von unserm Vater, durchaus nöthig ist."

Indem wir uns so zu trösten suchten, waren wir dessen ungeachtet in der qualvollsten Ungewißheit, suchten uns jedoch gegenseitig unsere Befürchtungen zu verbergen. Da wir aller Bitten ungeachtet die Zeitungen nicht erhalten konnten, überhäuften wir die Officiere, Unterofficiere und Corporale der Wache mit Fragen; aber keiner von ihnen Allen wollte uns die schreckliche Wahrheit

entdecken. Endlich sagte uns ein Nationalgardist (den der Stadtrath und die Administratoren uns zugetheilt hatten, wie sie sagten, um darauf zu sehen, daß ihre Befehle pünktlich besorgt würden, in der That aber, um den Kundschafter gegen uns zu machen, und Alles zu berichten, was wir thaten oder sagten) in finsterem Tone, unsere Tante habe die Erlaubniß erhalten, uns auf eine Stunde zu besuchen, und werde am folgenden Tage von dieser Erlaubniß Gebrauch machen. Diese Nachricht stürzte uns in neue Zweifel, aber dennoch versuchten wir wieder, uns zu trösten. „Die Tante, sagten wir uns, sieht immer Alles im Schwarzen. Stets bildete sie sich ein, daß unser Vater in der größten Gefahr schwebe. Sie will uns wahrscheinlich auf böse Neuigkeiten vorbereiten, die sie fürchtet, ohne sie jedoch schon vernommen zu haben." — Am folgenden schrecklichen Tage war es so dunkel in unserem Gefängnisse, daß wir (wie dies auch früher schon öfters geschehen war) vom Morgen an Licht brennen mußten. Gegen Mittag kam unsere Tante.

„Meine armen Kinder, sagte sie, nachdem sie uns einen Augenblick stillschweigend mit dem Ausdrucke der aufrichtigsten Theilnahme betrachtet hatte, ich hoffe, Ihr werdet vorbereitet sein, die traurige Nachricht zu empfangen, welche ich Euch mitzutheilen habe."

„Nein, Tante, riefen wir schnell, wir sind auf nichts vorbereitet, wir wissen von gar nichts."

„Es ist unmöglich, daß Ihr das grenzenlose Unglück nicht wenigstens ahnen solltet, welches mit dem erforderlichen Muthe zu ertragen, die Religion allein Euch die nöthige Kraft gewähren kann. Ihr müßt endlich aufhören, Euch durch Vermuthungen zu quälen. Leset für's Erste diesen Brief Eurer Mutter an Euch, den man mir gab, um ihn Euch einzuhändigen."

Der Brief enthielt nichts, als die wenigen, mit großen Buchstaben geschriebenen Worte: „Lebt, theure Kinder, lebt für Eure unglückliche Mutter." Dieser Befehl vernichtete mich. Unwillkührlich fielen meine Blicke sogleich auf Beaujolais, und als sie den seinigen begegneten, da strömten unsere Thränen, um so unaufhaltsamer, da wir sie seit längerer Zeit gewaltsam zurückgedrängt hatten. Dennoch vermochte ich nicht, den Gedanken unsers schrecklichen Verlustes zu fassen.

„Tante, rief ich; um Gottes Willen, reden Sie deutlich! Was ist meinem Vater widerfahren?" —*)

*) Der Herzog von Orleans kam in der Nacht vom 5. zum 6. November in Paris an. Er ward sogleich nach der Conciergerie gebracht, und erhielt

„Du hast keinen mehr, entgegnete sie. Er ist zum Tode verurtheilt und hingerichtet worden."

---

daselbst den Befehl, schon am nächsten Tage vor dem Tribunal zu erscheinen. Dort erst machte man ihn mit der Beschuldigung bekannt, wegen welcher er gerichtet werden sollte. Groß war seine Ueberraschung, als er sah, daß dies die nämliche Anklage war, welche man gegen die Girondisten vorgebracht, die auf den Grund derselben 8 Tage früher verurtheilt und hingerichtet worden waren. Man hatte sich sogar nicht einmal die Mühe gegeben, eine andere Klage ausfindig zu machen, die doch einigermaßen auf den Herzog von Orleans gepaßt hätte. Unter den Anklagepunkten befand sich auch einer, ursprünglich gegen den Deputirten Carron gerichtet, und wo er, ohne weitern Beweis, beschuldigt ward, daß er den Herzog von York auf den Thron Frankreichs habe setzen wollen. Als man dem Herzoge von Orleans diesen Artikel vorlas, sagte er kalt: „In der That, das hat ganz das Ansehen eines Scherzes." Als er durch das Tribunal gefragt wurde, was er auf die Beschuldigungen zu seiner Rechtfertigung anzuführen habe, begnügte er sich, zu erwidern: Die Klagepunkte höben sich durch sich selbst auf, indem sie auf ihn durchaus nicht anwendbar wären. Es sei zu bekannt, daß er steter Gegner der Parthei gewesen, als deren Theilnehmer man ihn jetzt anklage. Auf Alles dies achtete das Tribunal nicht, sondern verurtheilte ihn ohne Wei-

„Die verabscheuungswürdigen Ungeheuer!“ rief ich aus, und verlor das Bewußtsein. Auch Beau-

---

teres zum Tode. Ruhig sagte er, nachdem ihm das Urtheil bekannt gemacht worden: „Da Ihr doch entschlossen waret, mich zu verderben, hättet Ihr wenigstens Klagepunkte ersinnen sollen, die einige Wahrscheinlichkeit für sich hatten. Denn Niemand, wer es auch sei, wird jemals glauben, daß Ihr mich alles dessen für schuldig hieltet, wessen Ihr mich so eben für überführt erklärt habt. Und Ihr weniger, als irgend ein Anderer, setzte er hinzu, indem er seine Blicke fest auf den Vorsitzer des Geschwornengerichts (Antonelle) richtete. Doch da mein Schicksal einmal bestimmt ist, bitte ich Euch, mich nicht bis morgen hinzuhalten, sondern mich sogleich zum Tode zu führen.“ Ohne Weigern ward ihm diese traurige Gunst zugestanden. Während er über den Platz des Palais-Royal fuhr, ward der Karren, welcher ihn nach dem Richtplatze führte, einige Minuten lang an der Verfolgung seines Weges verhindert. Während dieser Zeit schweiften seine Blicke mit dem größten kalten Blute auf der Façade seines Pallastes umher. Auf dem Platze Ludwigs XV. angekommen, stieg er festen Schrittes die Stufen zum Schaffot hinan, und litt so den Tod, den 16. Brumaire des Jahres 11 (6. November 1793) um vier Uhr des Nachmittags. (Extrait des Mémoires du temps.) (Anmerkung der Herausgeber.)

jolais sank in Ohnmacht. Als ich erwachte, lag ich in heftigen Krämpfen. Man wollte mich auf ein Bette tragen, und dies Bette war das nämliche, in welchem mein unglücklicher Vater vier ganzer Monate hindurch geschlafen hatte. Dieser Gedanke machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich. Ich schrie, ich heulte, ich verwünschte die Mörder meines Vaters, ich verlangte, daß sie auch mir den Tod geben sollten. Selten kann ein Schmerz größer und heftiger sein, als der meinige in jenem schrecklichen Augenblicke. Meine Tante wollte mir Ermahnungen geben, aber ich war so wenig geneigt, auf sie zu hören, daß sie sich entfernte.

Als wir ein wenig ruhiger, und im Stande waren, über unser Unglück zu sprechen, sagte ich zu Beaujolais, daß ich nicht daran zweifle, die Ungeheuer, die unsern Vater mordeten, würden ihr Werk für unvollendet halten, so lange seine Kinder noch lebten, und ein Verbrechen mehr zu begehen, würde sie nicht abhalten, auch uns den Tod zuzuerkennen. Doch der Tod, fügte ich hinzu, sei ja, was uns jetzt am wünschenswerthesten sein müsse, da wir nicht mehr hoffen dürften, unsere Freiheit wieder zu erlangen. Beaujolais versicherte, daß er meine Gesinnungen theile, und wir bestärkten uns Beide in dem Gedanken, daß unsere Leiden

nicht lange mehr währen würden. Daher faßten wir den festen Entschluß, den kurzen Rest derselben mit Muth und Ruhe zu ertragen.

Uebernahmen uns die finstern Gedanken dennoch manches Mal, was wir trotz aller Kraftanstrengung nicht ganz zu vermeiden im Stande waren, so tranken wir einige Gläser Wein mehr als gewöhnlich, und rauchten dann stark, was uns in eine Art von wohlthätigen Taumel versetzte, während dessen wir nicht an das Gräßliche unserer Lage dachten, und dem noch überdies ein wohlthätiger und gesunder Schlaf folgte. Schrecklicher Zustand! Die Thiere erregten oft unsern Neid. „Sie sind frei von der Qual des Gedankens, sagten wir; sie sind wahrhaft glücklich.“ Mehr als einmal wünschten wir, wenn wir uns niederlegten, nicht wieder zu erwachen, und der Wunsch war ganz aufrichtig. In der That war auch das Erwachen der schrecklichste Augenblick des Tages. Der Anblick unsers Kerkers, in den das Tageslicht durch das dreifache Gitter nur zu dringen schien, um uns besser das Schreckliche desselben erkennen zu lassen, erneute sogleich wieder alle die Schreckensbilder, welche ein wohlthätiger Schlaf auf einige Zeit verscheucht hatte. Die Hoffnung war fast gänzlich aus unseren Herzen verschwunden. Ich sage fast, denn Dank sei der göttlichen Vorsehung, nie verläßt sie den Menschen

ganz. Was konnten wir aber vernünftiger Weise noch hoffen? Der Befehl, durch welchen die Departements-Verwaltung und der Stadtrath uns, nach allen unseren Vorstellungen und Bitten, in unsern Thurm auf's Neue enger als vorher, verschloß, bewies nur zu deutlich, daß man den Willen hatte, uns unsern Kerker noch lange bewohnen zu lassen, oder wenigstens so lange, bis man es für gut finden würde, uns auf die Schlachtbank zu liefern. Auf der andern Seite ließen uns die öffentlichen Blätter, welche man uns von Zeit zu Zeit zu lesen gab, keinen Zweifel über die Achtserklärung, welche die tollen Machthaber des Augenblicks allen Edelleuten, und aus verstärkten Gründen, besonders unserer Familie und uns selbst, zugeschworen hatten. Ihr Haß erstreckte sich selbst bis auf die kleinsten Kinder, die sie mit den Namen der „Wölfchen" bezeichneten, und denen sie, ihrer eigenen Erklärung nach, jede Schonung verweigerten. So durften wir uns nicht schmeicheln, unsers Alters wegen verschont zu werden, oder uns nur im Geringsten über das Schicksal täuschen, welches unsrer harrte. Doch, wie schon gesagt, wir waren fest entschlossen, es mit der größten Ruhe zu erwarten. Wir hatten unsere Gedanken sogar schon hinlänglich gesammelt, um uns durch das Lesen guter Bücher den größten Theil des Tages die Zeit vertreiben zu können.

Dies war uns ein bedeutender Trost, dessen wir gänzlich entbehrt hätten, wäre es uns nicht gelungen, die finstern Gedanken zu verbannen, die unsere Lage fast in jedem Augenblicke in uns hervorrief. Wir waren, wie ich schon früher gesagt zu haben glaube, bei einem Buchhändler abonnirt, dem man erlaubte, uns jedes Buch zu schicken, das jedoch genau untersucht wurde, ehe wir es erhielten. So theilten wir unsere traurigen Tage zwischen Lesen und Spazierengehen, auf einem Raume, der etwa 14 Quadrat-Fuß enthalten mochte. Ich habe vergessen zu sagen, daß in dem eben angeführten Befehle des Gouvernements uns auch verboten war, mit irgend Jemand von außen her, wer es auch sei, zu verkehren. Selbst unser Bedienter sollte auf seinen Dienst verzichten, oder sich entschließen, gleich einem Gefangenen mit uns im Thurme eingeschlossen zu werden. Dieser Diener war ein Limousiner, Namens Coste, der uns unser Essen vom Speisewirthe holte und den wir angenommen hatten, als Gamache uns verließ, um meinem Vater zu folgen. Coste liebte das Geld, und das Versprechen, ihm 30 Franken monatlich zu zahlen (in Assignaten, die bedeutend verloren) außer den 45 Franken, welche das Gouvernement ihm für unsere Bedienung bewilligt hatte, brachte ihn zu dem Entschlusse, die Bedingung anzunehmen, und sich mit uns verschlies-

sen zu lassen. Ich staunte, daß man einer solchen Aufopferung für Geld, und sogar für eine so geringe Summe, fähig sein könne. Später hatten wir Ursache zu vermuthen, daß er kundschafte, und Bericht von dem erstatte, was wir mit einigen Herren vom Departement und vom Stadtrathe sprachen; eines Tages überraschten wir ihn sogar horchend an unserer Thür, worauf wir ihn sogleich verabschiedeten. Aber er war damals schon sechs ganzer Monate mit uns eingeschlossen gewesen. Das Leben, welches er hier führte, war gewiß so traurig, so langweilig, als man es sich nur denken kann, denn er konnte weder lesen noch schreiben, und hatte, wenn er unsere Betten gemacht, und uns bei Tische aufgewartet, nichts zu thun, als zu essen und zu trinken, und das that er mit vielem Fleiße. Die noch übrige Zeit brachte er auf der Terrasse zu, wo er ein Gespräch mit der Schildwach unterhielt, wenn diese es nämlich erlaubte, was jedoch gewöhnlich der Fall war. Alle Abend, regelmäßig, betrank er sich, und hatte größtentheils einen bösen Rausch. Sobald sich daher seine Trunkenheit zeigte, schickten wir ihn zu Bett, was er denn unter vielem Murren befolgte. Er schlief unten in dem Kerker, den ich mit Gamache bewohnt hatte, denn durch jenen, öfter erwähnten Befehl hatten die Herren uns den „Genuß“ dieser bei-

den Gemächer sowohl, als der Treppe gestattet, welche beide verband, und auch nach der Terrasse führte, deren Thür jedoch nur während des Tages geöffnet war. Alle zwei Stunden wurde die Schildwach auf der Zinne des Thurmes abgelöst, und häufig kamen bei dieser Gelegenheit die Soldaten und Unterofficiere in unser Gefängniß, ihre Neugier durch unsern Anblick zu befriedigen. Endlich wurden diese Besuche so häufig, und so belästigend, daß wir um die Erlaubniß nachsuchten, unsere Thüre von innen durch einen kleinen Haken, den wir anschlugen, schließen zu dürfen. Diese Vorsorge konnte uns jedoch nicht von den Tages-Ronden der Officiere der Wache befreien. Des Nachts öffneten wir ihnen nicht, und in der Regel gingen sie auch weiter, ohne darauf zu bestehen. Einer jedoch, der uns um Mitternacht seinen Besuch abzustatten kam, ließ mit Schlagen gegen die Thür nicht nach. Erschreckt fuhr ich aus dem Schlafe in die Höhe, und fragte, was es gäbe.

„Nacht-Ronde," entgegnete er. —

„Bürger, wir schlafen, und man stört in der Regel unsere Ruhe nicht." —

„Oeffnet die Thür; ich muß hinein." —

„Wir werden sie morgen öffnen, jetzt aber liegen wir im Bette, und bitten Euch, uns ruhig schlafen zu lassen." —

„Wenn Ihr sie nicht auf der Stelle öffnet, werde ich sie einstoßen.“ —

„Stoßt sie ein, Bürger, denn ganz gewiß öffnen wir sie jetzt nicht.“

Darauf ging er, tausend Drohungen ausstoßend, die seine Wuth ihm eingab. Um 5 Uhr des Morgens kam er wieder. Dieselben Drohungen, dieselben Weigerungen wurden wiederholt. Endlich kam er auch um 9 Uhr, während wir bei'm Frühstück saßen, aber wir hatten seiner unbegrenzten Grobheit wegen beschlossen, ihn durchaus nicht einzulassen, und bis Mittag zu warten, wo er abgelöst werden mußte. Um aber den Zweck zu erreichen, den er mit solcher Hitze verfolgte, versicherte er sich eines Kunstgriffes. Er ahmte nämlich die Stimme des Commandanten vom Fort nach, der erst kurze Zeit diese Stelle bekleidete, und ohne uns nützen zu können, uns doch viel Theilnahme bewiesen hatte. Da wir glaubten, er wolle uns besuchen, eilten wir, die Thüre zu öffnen; aber wir wurden grausam getäuscht, als wir einen, uns völlig fremden Menschen eintreten sahen, der, den Säbel in der Hand, mit allen Zeichen der Wuth, auf uns zu stürzte.

„Ich werde Euch lehren, schrie er, einem Republikaner widerstehen zu wollen.“

Ein Unterofficier, der ihm folgte, hielt ihn zurück, indemer sagte:

„Mein Officier, lassen Sie diese unglücklichen jungen Leuten zufrieden; es wäre Niederträchtigkeit, gegen sie in dieser Lage etwas unternehmen zu wollen.“ —

„Nein, entgegnete er, es sind verfluchte Aristokraten, und es giebt nichts, was sie nicht verdienten!“ —

„Nun gut, Elender, übt Eure Tapferkeit an zwei wehrlosen Gefangenen. Weder Euer großer Säbel, noch Eure Drohungen können uns in Furcht setzen.“ —

„Sei ruhig! sagte er, zu mir sich wendend, und mich auf gut revolutionairisch duzend; die Guillotine wird mich der Mühe überheben, Dir den verdienten Lohn zukommen zu lassen. Erinnere Dich des Schicksals, welches Deine Verwandten traf, und zittere, denn es wird auch das Deinige sein. Der Bericht, den ich den Stellvertretern des Volks abstatten werde, könnte es übrigens wohl noch verschlimmern. Adieu!“ —

Er ging. Wenige Minuten darauf kam der Commandant zu uns, und versicherte uns, ohne daß wir davon gesprochen hatten, er denke, dem bösen Eindrucke, welchen der gedrohete Bericht des Officiers hervorbringen könnte, dadurch vorzubeugen, daß er sogleich die Sache officiell genau so berichte, wie sie sich wirklich zugetragen habe, und

daß er bitten würde, den Schändlichen gebührend zu bestrafen, der es gewagt, die seiner Obhut und Verantwortung übergebenen Gefangenen, auf so unwürdige Weise zu behandeln, zu bedrohen. Wir baten ihn, auf die Bestrafung nicht zu dringen, und sich mit dem Berichte des wahren Zusammenhanges zu begnügen; was er auch versprach. Wir hörten nicht wieder von der Sache reden, sahen den Elenden auch nicht mehr. Von seinen Nachfolgern auf der Wache erfuhren wir nur, daß er aboyeur*) an den Thüren des Theaters gewesen sei.**) Ich muß den andern Officieren übrigens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie nur mit der tiefsten Verachtung von jenem Menschen sprachen, und uns versicherten, sie wären sämmtlich empört über sein Betragen gegen uns. Wir dankten ihnen für ihre Höflichkeit, die aufrichtig schien und uns daher angenehm war, und versicherten, daß die Grobheiten des aboyeur's nur einen leichten, vorübergehenden Eindruck auf uns gemacht hätten.

---

*) aboyeur heißt, wörtlich übersetzt, Saufänger, Saubeller, weshalb ich das Wort hier im Original stehen lasse, indem es, wie die folgende Anmerkung beweis't, einen ganz anderen Sinn hat. (Der Uebersetzer.)

**) aboyeur, ein Mensch, der die Wagen herbeiruft.

Seit unserer Ankunft hatte das Departement, auf Befehl des Convents, alle unsere Rechnungen bei'm traiteur bezahlt, jetzt plötzlich setzte es den Preis unserer täglichen Nahrung auf 24 Franken in Assignaten fest, was damals ungefähr 8 Franken Silbergeld gleich kam. Diese acht Franken erhielt der Speisewirth, der uns jedoch sehr schlecht bekösstigte und die Hälfte des Geldes in seine Tasche steckte. Wir machten unsern „Vormündern" hierüber dringende Vorstellungen, und endlich erhielten wir die Erlaubniß, statt des Speisewirthes, das Geld selbst in Empfang zu nehmen, in unserem Thurme eine Kochanstalt zu haben, und das Essen durch unsern Bedienten bereiten zu lassen. Diese Einrichtung war uns um so angenehmer, da wir auch nicht einen Sous besaßen; denn, so klein die Summe war, welche man uns für drei Personen (wir Beide und der Bediente) einhändigte, durften wir doch hoffen, bei gehöriger Sparsamkeit auch unsere Wäsche und dergleichen Kleinigkeiten, davon zu bezahlen. Das Departement hatte auch einem Jeden von uns einen Ueberrock, eine Weste, ein Paar Beinkleider von Molton, und ein Paar grober Schuhe geliefert. Dieser Anzug wurde durch eine Mütze von Haaren vollendet, welche auf den Häuten einiger Hausthiere gesessen hatten. Außerdem hatte die Departements-Verwaltung einem Jeden

von uns auch noch ein Dutzend Hemden gegeben, wovon die Leinewand aber viel passender zu Küchenschürzen benutzt worden wäre. So ausgerüstet, würden wir ein großes Unrecht begangen haben, uns zu beklagen, auch würde die Klage ganz unnütz gewesen sein, weshalb wir sie lieber unterließen. Wir erhielten aber, ich weiß nicht mehr, auf welche Art, einen Brief meiner Mutter, worin sie uns anzeigte, daß sie 12,000 Franken geschickt hätte, die der Wechsler Rabant in die Hände der betreffenden Behörden zu übergeben beauftragt sei (das Departement, der District und der Stadtrath), um uns theilweise zugestellt zu werden, wie man es für gut finden würde. Diese Summe schien uns eine unerschöpfliche Hülfsquelle; doch wir zweifelten, daß sie bis zu uns gelangen werde, und unsere Zweifel waren nur zu gegründet. Einige Herren der District-Verwaltung empfingen dieses Geld, und fanden für gut, es ohne Weiteres in Beschlag zu nehmen. Gewiß erfuhren wir dies erst lange Zeit nachher, denn alle unsere Fragen über diesen Gegenstand blieben unbeantwortet.

Endlich beschlossen wir, uns hierüber, wie über alle das Andere, zu beruhigen; „unsere alte Mütze über die Ohren zu ziehen," wie die Soldaten sagen; zu trachten, das traurige Leben, zu dem wir verdammt waren, geduldig hinzuschleppen, bis man

es für gut finden würde, uns desselben zu entledigen. Mit wenigen Ausnahmen, wie ich einige der Art schon aufführte, wo uns der Laune unserer Wächter nach, Verdoppelung oder Erleichterung der Strenge ward, blieb unsere traurige Lage diesen ganzen Winter hindurch unverändert, und es geschah nichts, was in diesen Blättern einen Raum verdiente. Nur das glaube ich vergessen zu haben, daß man uns die öffentlichen Blätter zu lesen verstattete, wodurch wir jedoch nichts erfuhren, als den Tod einiger Menschen, die wir geliebt oder geachtet hatten; oder neue Drohungen und Flüche, welche die Ungeheuer nicht müde wurden, gegen diejenigen auszustoßen, die sie verbannt hatten. Wir empfingen und durchsahen diese Blätter nie ohne eine Art von Schauder, der jedoch der Begierde wich, recht bald zu erfahren, wen wir nun wieder zu beweinen oder zu betrauern hätten, oder nachzusehen, ob nicht auch unsere Namen auf der Verbannungsliste ständen.

Gegen den Monat März 1794 hörten wir, daß ein Stellvertreter des Volks, mit der größten Machtvollkommenheit versehen, in Marseille angekommen sei, und daß er versprochen habe, alle die Ungerechtigkeiten seiner Vorgänger wieder gut zu machen. Der Name dieses Volksvertreters ist Maignet, der später in dem Mittage Frankreichs

durch die Grausamkeiten, welche er verübte, so berüchtigt worden ist, damals aber fast Keinem bekannt war. Man hoffte daher einige Erleichterung durch den Neuangekommenen zu erlangen, denn der Mensch muß nun einmal stets hoffen. Ohne uns der Hoffnung zu überlassen, und unserer Abneigung gegen alle Bittschriften ungeachtet, beschlossen wir, eine sehr kurze einzureichen, in welcher wir den Bürgerrepräsentanten darauf aufmerksam machten, „daß der Befehl, der uns unserer Freiheit beraubte, sagte, wir sollten in den Forts und Schlössern von Marseille gefangen gehalten werden, aber keineswegs in einem so abscheulichen Kerker, wie wir ihn nun schon seit neun Monaten bewohnten; daß wir die Befolgung jenes Befehls, die in Hinsicht des Prinzen von Conti und unserer Tante Statt gefunden hatte, auch für uns nachsuchten, bei denen man bisher auf eine so überaus grausame Art dagegen gehandelt habe."

Diese Bittschrift hatte keinen günstigern Erfolg, als alle die vorhergehenden, und man würdigte sie nicht der geringsten Antwort. Doch hier die Art, „wie man uns Recht angedeihen ließ" (nach dem spottenden Ausdrucke des Herrn Maignet). Am 3. April, etwa drei Wochen nachdem wir jene Bittschrift eingereicht, wurden wir des Mor-

gens um 5 Uhr durch heftige Schläge gegen unsere Thür erweckt.

„Wer klopft? fragten wir; und was verlangt man von uns?“

„Ich bin es, sagte eine Stimme, die wir sogleich für die des Prinzen von Conti erkannten; ich bin es, Bürger. Oeffnet, denn ich soll Euer Gefängniß theilen.“

Ich zweifelte nicht, daß man uns mit ihm gemeinschaftlich vor das Revolutions-Tribunal führen wolle. Schnell öffnete ich nun. Der finstern Vorstellungen ungeachtet, welche auf mich einstürmten, mußte ich mir die größte Gewalt anthun, um bei'm Anblicke der sonderbaren Gestalt, welche jetzt plötzlich vor mir stand, das Lachen zu unterdrücken. Unmöglich wird es sein, sich eine Vorstellung von dem Prinzen von Conti zu machen. Der ganze Kopf mit Papillotten bedeckt, über welche ein kleiner, dreieckiger Huth gestülpt war. Zu den Gesichtern, welche er gewöhnlich schnitt, gesellten sich noch die, welche die Ueberraschung des gegenwärtigen Augenblicks bewirkte. So schritt er, mit seinem Stocke vor sich hin fühlend, zu uns in die Dunkelheit hinein. „Wie, Unglückliche, hier ist es?“ rief er. Sein alter, treuer Kammerdiener, Jacquelin, und ein Polizeidiener, folgten ihm. Das gemeine Aeußere des Letzteren bezeugte vollkommen

seine Tüchtigkeit zu dem Geschäfte, das man ihm so eben aufgetragen. „Jetzt, sagte er, indem er sich an den Prinzen von Conti wandte, muß ich noch Ihr Bett und Ihre Sachen hierher bringen lassen, und ich habe meine Befehle in Rücksicht Ihrer erfüllt." —

„Man will mich langsam zu Tode martern, rief der Prinz von Conti. Doch gut; ruhig nur; das wird nicht lange währen. Bald werde ich in diesem abscheulichen Loche ersticken. Aber sagt mir, Ihr Unglücklichen (fuhr er, zu uns sich wendend, fort), wie habt Ihr es ganzer zehn Monate hindurch hier aushalten können?"

Wir antworteten hierauf nur durch die Versicherung, wie unbeschreiblich leid es uns thäte, daß er, in seinem Alter, unser trauriges Loos zu theilen gezwungen sei. Er fing an, zu weinen, doch trocknete er seine Thränen bald wieder, und verfiel dann in finsteres Sinnen, aber plötzlich rief er:

„Jacquelin, der wievielste des Monats ist heute?" —

„Der 3te April, gnädigster Herr." —

„Du weißt nicht, was Du sprichst, denn es ist der 10te." —

„Ich habe die Ehre, zu versichern, gnädigster Herr, daß der 3te ist."

„Ich sage Dir, es ist der 10te."

„Gnädigster Herr, es ist erst der 3te," und Jeder blieb bei seiner Behauptung. Dieser Streit, der übrigens nur zwischen den Zähnen hervorgemurmelt wurde, hätte noch lange dauern können, wenn ich ihm nicht ein Ende gemacht, indem ich versicherte, daß der Kalender für Jacquelin spreche, und in der That erst der 3te April sei.

Wir konnten uns nicht von dem Erstaunen erholen, in das uns die unerwartete Ankunft unsers Verwandten gesetzt, aber wir durften nicht wagen, ihm hierüber auch nur eine einzige Frage vorzulegen, aus Furcht, seinen Kummer noch zu vermehren. Da wir ihn in finstere Träumerei versunken sahen, luden wir ihn ein, mit uns auf die Terrasse zu kommen. Er that es, und die frische Luft schien ihm wahrhaft wohl zu thun. Als er sich etwas erholt hatte, nahm er uns Beide bei Seite und sagte, mit so leiser Stimme, als ihm möglich war (was jedoch nicht viel sagen wollte, da er sie bei jedem Seufzer unwillkührlich stärker erhob):

„Meine Herren, ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß wir verloren sind, und muß Ihnen selbst sagen, daß wir nicht mehr als 24 Stunden zu leben haben. Man schließt mich nur hier bei Ihnen ein, wie man Ochsen und Hammel zusammensperrt, ehe sie zur Schlachtbank geführt werden. Sie sehen jenes Schiff dort (fuhr er fort,

indem er mit seinem Stocke auf eines zeigte, welches im Hafen lag). Nun wohl; das ist der Ort unseres Todes. Dahin will man uns bringen, um uns vermittelst einer Klappe, welche darin angebracht ist, zu ertränken, sobald wir den Hafen verlassen haben. Es ist Alles, wie ich Ihnen gesagt habe; Sie können sich darauf verlassen."

Seine Worte ließen uns fürchten, der alte Mann habe den Verstand verloren, denn wenn wir auch die Ueberzeugung hatten, daß unser Tod schon seit längerer Zeit beschlossen sei, so würde man doch gewiß keinem der Opfer schon im Voraus sagen, welches der Ort, die Zeit und die Art der Todesstrafe sein sollte. Das war in der That nicht sehr wahrscheinlich, und es schien uns viel glaubwürdiger, daß diese ganze Erzählung nur der zerrütteten Phantasie unsers armen Unglücksgefährten ihre Entstehung zu verdanken habe. Die Folge lehrte, daß wir Recht hatten.

Gegen Mittag wurden die Betten des Prinzen von Conti und Jacquelins, ein großer Lehnstuhl, und eine, mit Beider Sachen angefüllte Commode gebracht. Der Prinz redete den Commandanten des Forts, der zugleich mit diesen Sachen kam, an.

„Ist es nicht abscheulich, Bürger P..., sagte er, uns in diesem schändlichen Kerker einzuschichten, wie Thiere, die man zur Schlachtbank führen will,

und das Unglück dieser jungen Leute vollkommen zu machen, indem man ihnen einen alten, launigen Greis zugesellt, der, auch wider seinen Willen, ihre Geißel sein wird?“

Der Ton dieser Rede, und des Prinzen Gebehrden dabei, machten es uns unmöglich, noch länger ernsthaft zu bleiben, und wir brachen in ein um so lauteres Gelächter aus, ie mehr Mühe wir uns bisher gegeben, es zu unterdrücken *). Der Prinz von Conti ließ sich dadurch nicht aus seiner Fassung bringen, und fuhr in dem nämlichen Tone fort, sich zu beklagen, bis der Bürger P..., honigsüß schmeichelnd, erwiderte, daß er zwar die Lage des Prinzen innig bedaure, unglücklicher Weise aber nichts zu deren Erleichterung thun könne, da der Prinz diese nur von den Repräsentanten erwarten dürfe. Dann zeigte er ihm an, daß sein Kam-

*) Der Prinz von Conti setzte uns alle Augenblicke in eine solche Verlegenheit. Sein Alter, sein Unglück, seine Besorgnisse, forderten Theilnahme; aber seine Sprache, seine Schmerzensrufe, der sonderbare Contrast seiner Gewohnheiten, seiner Gebräuche, seines Anzuges, mit dem Zustande, in welchem wir uns befanden, rief häufig die unwillkührlichste Heiterkeit hervor. Man konnte ihn nicht sehen und hören, ohne ihn zu bedauern und zugleich zu lachen.

merdiener Jacquelin nur unter der Bedingung bei ihm bleiben könne, sich zum Gefangenen zu erklären, daß hingegen sein Kammerdiener Courvoisier gehen und kommen könne, um seine Commissionen in der Stadt abzumachen, daß er jedoch jedes Mal auf das Genaueste untersucht werden müsse. Jacquelin erklärte, seinen Herren nie zu verlassen. Der Prinz dankte ihm mit Rührung, sagte aber dann:

„Du weißt nicht, Jacquelin, wohin Deine Anhänglichkeit führen kann. So wisse denn, daß man ein Verbrechen begehet, indem man einem Verbannten, wie wir, Treue und Ergebenheit beweist, und daß Du verloren bist, wenn Du dabei beharrst!“

„Mein Gott, gnädigster Herr, weshalb wollen Sie sich so ganz der Verzweiflung hingeben? Ihre Lage ist abscheulich, das gestehe ich ein, doch erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie die Gefahren derselben dennoch übertreiben.“

So suchte der treue Diener den Muth seines Herrn zu beleben, und stets begegnete er ihm mit der nämlichen Achtung und Ehrfurcht, als ob seine Lage sich durchaus nicht geändert hätte. Nicht eben so war es mit Courvoisier, der Artigkeit in Sprache und Betragen ganz verbannt zu haben schien. Dennoch leistete er dem Prinzen von Conti mehrere

wesentliche Dienste; aber nach einiger Zeit verließ er ihn, und kehrte nach Paris zurück.

Die erste Nacht, welche der Prinz von Conti in unserem Gefängnisse zubrachte, durchplauderte er, von Anfang bis zu Ende, mit seinem Kammerdiener, der jedoch dann und wann einschlief, und öfters nur, auf mehrmaliges Anrufen, und halb im Schlafe, antwortete. Auch Beaujolais und mich hielt das Gespräch und der ungewohnte Schein des Lichtes vom Schlafe ab, und uns entging nicht ein Wort der ganzen Unterredung. Einige Male hörten wir den Prinzen rufen:

„Jacquelin, schlafen die Herren?"

„Ich glaube, gnädigster Herr!" —

„Wie ist es möglich, an einem so abscheulichen Orte zu schlafen?" — Dann ließ er seine Uhr schlagen. Einen Augenblick später rief er: „Jacquelin, ich höre Lärm; man kömmt gewiß, um uns umzubringen." Endlich waren wir, kurz vor Tagesanbruch, in einen leichten Schlummer gesunken, als wir plötzlich durch das Geschrei des Prinzen von Conti erweckt wurden. „Meine Herren, rief er, stehen Sie auf. Ich höre Bewaffnete die Treppe heraufkommen, und Gott mag wissen, was sie von uns wollen."

Wir beruhigten ihn sogleich, indem wir versicherten, daß es der Corporal sei, der, wie be-

ständig eine Stunde nach Sonnenaufgang, die Thür zur Terrasse aufschlösse und eine Schildwache dorthin stellte. Seine Angst und seine Befürchtungen waren so häufig und so vielfacher Art, daß es mir schien, als sei es unmöglich, daß sein Verstand lange dergleichen Stürme aushalten könne, ohne vollkommen verwirrt zu werden. Dennoch hatte er das Glück, ihn die drei Monate hindurch, bis zum Sturze Robespierre's, der erst im Juli 1794 erfolgte, ganz gesund und ungeschwächt zu erhalten. Aber die Veranlassungen der Angst und Unruhe wurden in dieser Zeit immer häufiger und schrecklicher. Die ersten Tage seines Aufenthalts wandte er dazu an, Bittschrift über Bittschrift zu schreiben, und immer vergebens. Diese Beschäftigung hatte jedoch den Vortheil, einen Theil seiner Zeit hinweg zu nehmen, und den übrigen brachte er größtentheils auf der Terrasse zu. Den Abend stieg er in sein „Grab" zurück, wie er unsern Kerker mit Recht nannte, und nach dem Abendessen, seiner vorzüglichsten Mahlzeit, die er so viel als möglich zu verlängern suchte, erzählte er uns sehr häufig Geschichten aus seiner Jugendzeit. Dann machte ihm Jacquelin seine Papillotten. Auch nicht ein einziges Mal unterblieb dies, obgleich die Art seiner neuen Wohnung und Lage, es doch wohl als überflüssig hätte erscheinen lassen sollen.

Ich glaube vergessen zu haben, daß das Recht, welches der Repräsentant Maignet uns auf unsere Bittschrift widerfahren ließ, in einem Befehl bestand, nach welchem alle Mitglieder unserer Familie, ohne Ausnahme und Unterschied, vom Fort Saint-Jean in unsern Thurm gebracht werden sollten. In Folge dieses Befehls kam unser alter Vetter zu uns, und auch meine Tante sollte sein Loos theilen, als sie durch ihre Thränen sich Mitleid erkaufte, und die Erlaubniß erhielt, im Fort wohnen zu bleiben, jedoch unter der Bedingung, daß sie nicht mehr, wie bisher, darin umhergehen wollte. — Nun auf das zurück, was in unserm traurigen Thurme sich ereignete.

Da meine Tante nicht mehr erwartet werden durfte, zog der Prinz von Conti mit Jacquelin nach dem unteren Gemache, und ließ uns die freie und ungestörte Benutzung des oberen. Dennoch waren wir fast beständig beisammen, die Nacht und die Zeit seiner Toilette ausgenommen, welche nie unter zwei bis drei Stunden beendigt war. Eines Tages, als Beaujolais und ich auf der Terrasse waren, sahen wir zum ersten Male die Procession der Decade. Sie bestand aus zehn bis zwölf Gassenjungen, als Römer gekleidet, welche die Büsten des Brutus, Marat und Le Pelletier, so wie eine Masse von Bergen, in Gipsabdrücken, trugen. Alle Verwal-

tungsbehörden folgten in Pracht-Gewändern diesem lächerlichen Maskenzuge; sie waren von einer Menge Maulaffen umringt, welche sich heiser schrieen, indem sie riefen: „Viva la republica, et la montagna!“ Wir glaubten, daß der Anblick dieser Procession, als etwas Neues, unserem Unglücksgefährten Vergnügen machen würde, daher eilten wir zu ihm und ladeten ihn ein, mit uns zu kommen, und dies merkwürdige Schauspiel anzusehen. Wir fanden ihn im großgeblümten, karmoisin-damastenen Schlafrock, eine hohe, mit Band umwundene, mit Schleifen versehene, Nachtmütze auf dem Kopfe. Er schien sehr erschreckt bei unserem Besuche, wie einfach auch die Veranlassung dazu war.

„Eine Procession? was Teufel! fragte er ängstlich. Ich mache mir nichts daraus, dergleichen zu sehen; doch, meine Herren, kann man sich davon lossagen?“ —

Wir versicherten ihn, daß nichts leichter sei, und daß wir nur deshalb zu ihm gekommen wären, weil uns das Ding ganz sonderbar geschienen und wir daher geglaubt hätten, es würde ihm Spaß machen, es auch zu sehen.

„Wenn dem so ist, sagte er, so bin ich Ihnen sehr verbunden, und werde sogleich mitgehen.“

Und in der That ging er, so wie er war, mit uns, setzte eine mächtige Brille auf die Nase, und nach dem Hafen sehend, rief er: „Wo sind sie? wo sind sie?“ Dieser Anblick war so durchaus lächerlich, daß nicht allein die Schildwache laut auflachte, sondern daß auch die Soldaten, welche am Fuße des Thurmes und auf der Zugbrücke standen, in das Gelächter mit einstimmten. Glücklicher Weise war der gute, alte Mann so in der Betrachtung der Procession der Decade vertieft, daß er den Eindruck nicht bemerkte, den sein Schlafrock, seine Nachtmütze, seine Pantoffeln und sein verstörtes Ansehen machten.

Nach etwa zehn oder zwölf Tagen kam Courvoisier, der andere Kammerdiener des Prinzen Conti, und sagte uns, daß die Administration des Departements, auf sein Ansuchen, beschlossen habe, unser Gefängniß durch eigene Commissaire besichtigen und uns ein anderes anweisen zu lassen, wenn man es so abscheulich finden würde, wie er es beschrieben hätte. „Ich habe gesagt, setzte er hinzu, man könne durchaus nichts darin sehen, und es sei so feucht, daß Sie beständig Feuer unterhalten müßten, des Rauches ungeachtet, der Sie zu ersticken drohe. Um meine Worte zu bekräftigen, sorgen Sie nun dafür, daß die Herren es morgen selbst, des Rauches wegen, nicht aushalten können.“ — Seiner

Weisung gemäß, vermehrten wir am folgenden Tage den Rauch auf alle nur mögliche Art. Der Prinz von Conti schrie: „Meine Herren! überall Feuer, meine Herren! wir wollen uns selbst räuchern; wir wollen uns recht ordentlich räuchern!“ Wir erreichten unsern Zweck so vollkommen, daß wir ohne Zweifel erstickt wären, hätten wir nicht die Vorsicht gebraucht, so lange auf die Terrasse zu gehen, bis wir die Commissaire kommen sahen. Dies geschah gegen Mittag. Der Commandant der Stadt, Bauland, begleitete sie. Er war ein alter Soldat, der, obgleich Jakobiner, dennoch anständigere Sitten beibehalten hatte, und dessen Aeußeres merklich gegen das der Bürger-Commissaire abstach. Ton und Gebehrden der Letzteren stimmten ganz mit dem überein, was man von ihnen erwarten durfte.

„Nun, sagten sie, zu uns eintretend, Ihr findet es sehr schlecht hier?“ —

„Bürger, sagte der Prinz von Conti, urtheilt selbst; darf dieser gräßliche Kerker einem Greise zum Aufenthalte angewiesen werden, den man nicht des Geringsten beschuldigen kann?“

„Es ist hier nicht die Rede von Beschuldigung. Der National-Convent hat Deine Verhaftung, Conti, so wie die Deiner Familie, als Sicherheitsmaßregel befohlen. Er muß seine Gründe gehabt

haben, so zu handeln, und wir können nichts darin ändern. Was Dein Gefängniß betrifft, so ist es zwar nicht schön, aber sicher; und es giebt noch viel schlechtere, das kannst Du mir glauben." —

„Bürger, Alles was ich Euch erwidern kann, ist das: Verdammt Ihr mich zu einem längeren Aufenthalte hieselbst, so verdammt Ihr mich zum Tode; denn ich fühle, daß ich diesen Kerker nicht lange ertragen werde." —

„Nun, rief ein Anderer, kann der alte Schreier so viel Werth darauf legen, einige Tage mehr zu leben? Und wenn er leidet, sollte er nicht im Gegentheil froh sein, wenn der Tod seinen Leiden ein Ende machte?" —

Diese schändlichen Worte hörte der Prinz von Conti zum Glücke nicht, denn er weinte und seufzte zu heftig *).

*) Hierbei erinnere ich mich, daß der Prinz von Conti ein anderes Mal, als wir einen ähnlichen Besuch von Commissairen des Departements oder des Stadtrathes erhielten, sich für ich weiß nicht was für eine unbedeutende Vergünstigung, unter höflichen Verbeugungen bedankte. „Nichts von Dank, Conti, keine Verbeugungen, riefen sie. Das schmeckt nach dem Alten. Wir verlangen dergleichen nicht mehr." — „Ach! entgegnete der Prinz von Conti, Gewohnheiten, bei denen man

„Doch, sagte wieder ein Anderer, die beiden jungen Leute haben es hier ja schon zehn Monate ausgehalten!“ —

„Ja wohl, rief ich, und zwar auf eine Art, daß ich viel lieber den Tod erleiden, als noch eben so lange hier zubringen will. Auch haben wir nie aufgehört, über die Ungerechtigkeit und Härte zu schreien, mit welcher man uns behandelte. Wir glauben, daß unsere Klagen nicht bis zu Euch gedrungen sind, und freuen uns, sie Euch nun selbst vortragen zu können; und mit Gewißheit dürfen wir wohl erwarten, endlich aus dem abscheulichen Kerker erlöst zu werden, in welchem wir nun schon so lange Zeit schmachten.“ —

„Wir wollen sehen, ob es geht. Rauch ist wirklich viel hier. Doch es hängt ja nur von Euch ab, keinen zu haben. Macht kein Feuer.“

„Aber, Bürger, sagte der Prinz von Conti, bedenkt doch die Feuchtigkeit der Mauern und Gewölbe, und die ungesunde Luft, welche hier herrscht.“ —

Sie flüsterten einige Zeit mit einander, dann sagten sie:

„Wenn wir einen eben so sicheren, aber bessern Aufenthaltsort für Euch ausfindig machen können,

---

60 Jahre alt geworden, vergessen sich nicht in einem Tage.

sollt Ihr ihn erhalten; bis dahin habt Geduld. Guten Abend, Bürger."

Nach diesen Worten gingen sie.

„Nun? fragte mich der Prinz von Conti, als sie weg waren, glauben Sie, daß sie uns hier herauslassen werden?" —

„Ach, rief ich, es ist zwar unmöglich, mit Gewißheit auf ihr Versprechen zu bauen, aber man muß nicht verzweifeln."

Ich hoffte selbst sehr wenig, und hatte dennoch Unrecht.

Im Fort war unter den bewohnbaren und abgelegenen Orten, auch die ehemalige Wohnung des Platzmajors oder zweiten Kommandanten. Diese bestand aus sechs kleinen Zimmern in einer Reihe, die ihr Licht von einem, durch sechs große Fenster erhellten Gange erhielten. Dort hatte man den Prinzen von Conti und meine Tante hingebracht, als man uns in den Thurm sperrte. Später hatten jene Beiden auch andere Wohnungen erhalten, bis der Prinz von Conti zu uns kam. Die Commissaire untersuchten jene sechs Zimmer, und beschlossen nach reiflicher Ueberlegung, drei Fenster von den sechsen vermauern, die andern drei stark vergittern zu lassen. Eine der beiden Thüren des Ganges sollte vermauert, die andere mit einer starken eichenen, mit Schlössern und Riegeln wohlversehenen, ver-

tauscht, und überdies noch eine Schildwach davorgestellt werden; dann, meinten sie, könne man uns ohne Gefahr diese Wohnung beziehen lassen. Coursoisier benachrichtigte uns sogleich von diesem Beschlusse, und so wenig erfreulich er für Andere hätte sein können, so froh waren Beaujolais und ich darüber. Wirklich war es auch nöthig, zehn Monate an einem so dunkelen Orte verlebt zu haben, wie unser Kerker war, und sogar fast ohne Hoffnung, ihn je zu verlassen, um Freude darüber empfinden zu können, eine vermauerte, vergitterte, verriegelte Wohnung zu erhalten, die durch die eifrigen Bemühungen der Herren Commissaire so dunkel und unbequem gemacht worden war, als es sich nur irgend hatte thun lassen.

Der Prinz von Conti, zwar zufrieden, unser jetziges Gefängniß verlassen zu können, war dennoch weit entfernt, unsere Freude zu theilen.

„Diese Wohnung, sagte er, war an und für sich schon dunkel genug, aber, großer Gott, wie wird sie es nicht vollends erst geworden sein, nachdem drei Fenster zugemauert, die andern aber vergittert sind.“

„Aber, entgegneten wir, bedenken Sie doch, an welchem abscheulichen Orte Sie jetzt sind; und halten Sie sich glücklich, heraus zu kommen, um welchen Preis es auch sei.“

Er gestand, daß es schwer sei, einen Tausch zu treffen, bei dem er nicht gewinne, und wir hegten gemeinschaftlich den dringenden Wunsch, daß man sich mit der Vermauerung und Vergitterung unserer künftigen Wohnung recht sehr beeilen möge. Alle Tage untersuchten wir, von der Höhe unseres Thurmes herab, die Fortschritte der Arbeiten, und der Prinz von Conti, welcher Geld hatte, ließ häufig Trinkgelder unter die Arbeiter austheilen, um ihren Fleiß zu beflügeln.

„Ist es nicht abscheulich, sagte er, die Vergitterung seines eigenen Käfigs durch Geld zu beschleunigen, und nach dem Augenblicke zu seufzen, wo er mit einer hinreichenden Anzahl von Stangen und Gitterwerk, Schlössern und Riegeln versehen sein wird, um ihn beziehen zu können?"

Endlich, etwa nach drei Wochen, erschien dieser glückliche Augenblick. Die Commissaire, um sich ihres Auftrages vollkommen zu entledigen, holten uns aus unserem alten Gefängnisse ab, uns in unser neues zu führen. Wir bezogen dieses Letztere am 1. Mai 1794, nachdem wir in jenem seit dem 1. Juni 1793 gewesen waren. So hatten wir also den abscheulichen Thurm verlassen, um nie dahin zurückzukehren. In der That vermochten wir kaum dies Glück zu fassen, und unbeschreiblich war das Gefühl, als wir auf unserem kurzen Gange

nach dem neuen Gefängnisse, zum ersten Male seit so langer Zeit, wieder Gras und Erde unter unsern Füßen fühlten. Unsere neue Wohnung war nichts weniger, als glänzend zu nennen, aber dennoch schien sie uns ein wahrer Pallast. Die Stuben waren eng und finster, aber mußte man sich nicht glücklich schätzen, Stuben zu bewohnen, wenn man so lange in hohen Gewölben, mit altersschwarzen Wänden und eisernen Ringen darin, zugebracht hatte? Wir waren dessen auch innig froh. Wir ließen dem Prinzen von Conti, aus Rücksicht auf sein Alter, die Wahl seiner Wohnung, und Beaujolais und ich, theilten uns die zwei Zimmer, welche uns nach seiner Wahl noch blieben, ein drittes aber ward zur Küche eingerichtet, und von Allen gemeinschaftlich benutzt.

Wir hatten unserem Bedienten*) Coste, der den größten Theil des Tages betrunken war, immer nicht recht getraut, und überraschten ihn jetzt wirklich eines Tages horchend an der Thür, worauf wir ihn sogleich verabschiedeten. Wir nahmen

---

*) Oder um richtiger zu sprechen: „Agenten," denn der Ausdruck „Bedienter" war in jenen revolutionairen Zeiten, als dem Begriffe der Gleichheit zuwider, verbannt, und durch den eines „Agenten" ersetzt worden.

darauf einen gewissen Louis an, der uns das Essen gebracht hatte, als wir es noch vom Speisewirthe holen ließen, unserer neuen Einrichtung nach, es aber selbst bereiten mußte, was er denn gut und übel, aber willig und ehrlich, that. Louis hatte die Erlaubniß, zu gehen und zu kommen, eben so gut, wie Magdalena, Köchin und Hausmädchen des Prinzen von Conti, ihr Mann, Namens Franz und der treue Jacquelin; doch wurden sie Alle, beim Kommen und Gehen, durchsucht; leicht, streng, oder gar nicht, wie die Strenge, die Laune oder die Gutmüthigkeit unserer Wächter, welche, nach wie vor alle 24 Stunden abgelöst wurden, es verlangte. Es gab Bataillone, die fast durchgängig aus den gutmüthigsten und besten Menschen bestanden, welche die Strenge ihrer Befehle auf jede Art zu mildern suchten, und uns häufig versicherten, wie leid es ihnen thue, nichts zu unserer Erleichterung beitragen zu können; aber es gab auch andere Bataillone, deren Soldaten ein Vergnügen darin fanden, uns zu kränken, entweder durch die größte Strenge bei Befolgung ihrer Instructionen, oder durch revolutionaire Gesänge, oder dergleichen mehr. Aber zum Glücke waren diese Bösen weit seltener, als jene Guten, das heißt, unter den besoldeten Truppen, Freiwilligen und andern; denn die Nationalgardisten waren insgesammt

übelgesinnt. Seit aber die Stadt in Belagerungszustand erklärt worden war, kamen nur regulaire Truppen zur Besatzung des Forts.

Unter den Fenstern unseres Gefängnisses war ein kleiner Garten (ehemals der des Platzmajors), der etwa zwanzig Schritt in der Länge, und sieben bis acht in der Breite haben mochte, und rings von hohen Mauern umgeben war. Die Benutzung desselben zu erlangen, war unser eifrigstes Streben, und man hätte unsere Bitte ohne die mindeste Gefahr bewilligen können, denn wenn man die Schildwach, welche vor unserem Gange stand, vor die Thür des Gartens stellte, so waren wir unten so gut gefangen, wie oben, und hatten den Vortheil, frische Luft schöpfen, und uns die Füße vertreten zu können. Dennoch hatten wir viel Mühe, diese Erlaubniß zu erhalten, und nur nach vielen Geschenken an den Bürger P..., Sekretair des Commandanten vom Fort, der damals die Oberaufsicht über sämmtliche Gefängnisse hatte, erlangten wir sie endlich. Stets war es der Prinz von Contt, der die Auslagen für diese Geschenke machte, denn er hatte Geld, da er glücklich genug gewesen war, von Paris eine ansehnliche Summe mitzunehmen. Das Wenige, was man uns gab, war kaum hinreichend, uns Fleisch zu kaufen (und auch nicht alle Tage, denn es war sehr theuer), etwas Ge-

müse und eine Flasche schlechten Weines, die wir mit 5 Sous bezahlten. Außerdem mußten wir noch Fußbekleidung und Wäsche und Louis Beköstigung davon bestreiten. Im Essen begnügte er sich zwar mit den Resten des unsrigen, aber er trank etwas mehr. Zu alle dem hatten wir nicht mehr, als 24 Franken Assignaten, die damals schon bis auf 6 Franken Silberwerth gesunken waren. Weniger glücklich als der Prinz von Conti, hatte ich im ersten Getümmel nur zwölf Louisd'or retten können, die ich zufällig in der Tasche hatte, als ich verhaftet wurde. Man rieth mir, nicht mehr zu mir zu stecken, da man es mir bei meiner Ankunft in Paris doch nur nehmen würde, vielleicht sogar schon unterweges. Wenn man mich vielleicht visitirte, was sehr leicht möglich war, könne man mir es zum Verbrechen anrechnen, bei mir zu haben, was man „ein Mittel zum Verrathe" nennen würde. Beaujolais hatte durchaus nichts bei sich, als man ihn in das Gefängniß führte*), und mein unglücklicher Vater nur eine geringe Summe, deren kleinen Rest, ungefähr vier bis fünfhundert Franken Assignaten, das heißt, sechs bis sieben Karolin, er uns bei seiner Abreise

*) Er war grade bei'm Unterricht, als man ihn verhaftete.

nach Paris hinterließ. Wir waren genöthigt, dies Geld anzugreifen, und uns blieb für einen unvorhergesehenen Nothfall nichts, als meine zwölf Karolin, die wir als einen heiligen, unantastbaren Schatz betrachteten. Der Prinz von Conti, von unserem gänzlichen Geldmangel unterrichtet, bat uns nicht nur, nicht das Geringste zu den Geschenken beizutragen, die er zu unserem gemeinschaftlichen Besten machte (was ohnehin unmöglich gewesen wäre), sondern er nöthigte uns auch noch eine kleine Summe auf, die wir ihm bald darauf wieder bezahlten (wie ich Gelegenheit haben werde, zu erzählen), wofür wir ihm aber dennoch sehr dankbar waren. Wir konnten nur mit P... in den kleinen Garten gehen. Er holte uns ab, wenn es ihm gut dünkte, stellte die Schildwach von unserem Gange vor die Thür, und blieb so lange als wir, das heißt, etwa zwei kurze Stunden den ganzen Tag hindurch. Dann sagte er uns, daß es ihm unmöglich sei, länger zu bleiben, und schloß uns wieder ein. Der Prinz von Conti machte ihm einige Vorstellungen über die Kürze der Zeit, welche er uns draußen zu sein gestattete, und über die Unbequemlichkeit der Stunden, welche er dazu wählte, denn häufig waren es die, während welcher wir gewöhnlich zu Mittag aßen, oder wenn die Sonne brennend heiß grade über unserm Schei-

tel stand. P.. sagte, daß er ohne neue Geschenke nichts mehr thun werde, und verlangte zugleich Hemden von holländischer Leinewand. Der Prinz von Conti fand dies zu theuer, und machte ihm bittere Vorwürfe über seine Unbescheidenheit, mußte dann aber doch nachgeben, und sich zum Kauf der holländischen Leinewand bequemen. Als wir allein waren, sagte er: „Man muß gestehen, dieser P.. ist ein gemeiner Schuft. Und dennoch müssen wir uns glücklich schätzen, es mit einem so bestechbaren Menschen zu thun zu haben." — „Ja wohl, entgegnete ich, allein er wird immer mehr Geschmack an den Geschenken finden, die Vergünstigungen immer theurer und theurer verkaufen, und uns so lange den Dolch auf die Brust setzen, bis Sie ihm nichts mehr geben können."

Theilweise bestätigte sich diese Furcht. P.., ärgerlich, nichts mehr zu erhalten, blieb öfters ganze Tage aus, und erklärte uns endlich, er habe von Mächtigern Vorwürfe darüber hören müssen, daß er uns die Erlaubniß ertheilt, den kleinen Garten zu benutzen, könne uns diese folglich nicht ferner gewähren. Keine Vorstellungen halfen, aber ein Dutzend Halstücher überwand alle Schwierigkeiten, und wir erhielten, nach wie vor, die Erlaubniß, in dem Garten umhergehen zu dürfen.

„Mein Geld, sagte der Prinz von Conti, kann nicht nützlicher angewendet werden, und so lange es vorhält, werde ich keine Reue über die Art empfinden, wie ich es ausgegeben. Habe ich keins mehr, nun, dann ersticken wir, sterben Hungers, oder man überhebt uns dessen; denn es kann nicht lange mehr währen, bis man uns abthut. Sie, mein Herr, sagte er, zu mir sich wendend, Sie werden der Erste sein, denn da Sie dem Throne näher stehen, wird man Ihnen den Vorrang lassen; aber ich folge gleich hinter Ihnen. Und was diesen jungen Menschen betrifft, setzte er, auf Beaujolais zeigend, hinzu, so werden die Herren ihn „der Sorge des Apothekers empfehlen.“ (Schreckliche Worte des Kapuziners Chabot, in Betreff des unglücklichen Kindes, Ludwig XVII., welches im Tempel starb.)

Ein beweinenswerthes Ereigniß, von dem uns um diese Zeit die Kunde ward, vermehrte die Furcht unseres alten Verwandten, und bestärkte uns in der Meinung, die wir schon längst über das uns zugedachte Loos hatten. Der Tod der achtungswerthen Elisabeth, gegen die man nicht einmal den Schein einer Anklage ausfinden konnte, oder auch nur, was dem ähnlich gesehen, erlaubte uns länger keinen Zweifel, daß es die Absicht dieser Bösewichter sei, alle die Mitglieder unserer Familie zu

ermorden, welche sie in ihrer Gewalt hatten. Sobald der Prinz von Conti diese fürchterliche Neuigkeit durch ein Zeitungsblatt erfahren hatte, eilte er, seiner Gewohnheit nach, sie auch uns mitzutheilen, indem er hinzufügte:

„Meine Herren, ich sage es Ihnen, das ist unser Todesurtheil. Nun haben wir Niemand mehr vor uns, und man wird nicht zögern, uns unsern Weg antreten zu lassen. Die Kinder werden alle vergiftet, Sie aber, mein Herr, Sie sind schon ein Mann, und werden als solcher behandelt. In einem Monate haben Sie Ihr 19tes Jahr vollendet, aber ich sage es Ihnen voraus, das wird nicht geschehen. Nein, Sie werden es nie vollenden, und ich bin es, der es Ihnen sagt. Sie sind verloren, wir Alle sind es, ohne Hülfe."

Wir waren der Jeremiaden des Prinzen so gewohnt, daß sie keinen starken Eindruck mehr auf uns machten. Auch wir waren zwar, gleich ihm, von dem Schreckenden unserer Lage ergriffen, aber wir erfreuten uns stärkerer Nerven, als er, und benutzten diese, seine Furcht zu mildern, indem wir ihm die unsrige verbargen. Wir sahen die Gefahr, in der wir schwebten, sehr wohl, aber wir glaubten, daß die Machthaber keinen großen Werth auf unsern Tod legen würden, da so viele Glieder unserer Familie im Auslande sich in Sicherheit be-

fanden. Und um so weniger mußte ihnen daran gelegen sein, da sie bereits unser ganzes Eigenthum in Beschlag genommen hatten.

Ferner hatten wir auch noch den Wechsel der Ereignisse für uns. Der Krieg, zum Beispiel, begann sich sehr nachtheilig für die Republikaner zu wenden. Vier feste Plätze hatten sie schon verloren, und wenn Cambrai, das man seinem Falle nahe sagte, wirklich in die Hände der Alliirten gerieth, so war der Weg nach Paris ihnen offen, und die größte Verwirrung mußte daselbst entstehen; Was durften wir nicht Alles von einer solchen Veränderung hoffen?

„Ja, entgegnete der Prinz von Conti, aber in der Wuth und Verzweiflung werden sie die Gefangenen ermorden, und wir sind dann gewiß nicht unter den Letzten, die dieses Loos trifft."

Dessen ungeachtet erweckten die Fortschritte der Alliirten einige Hoffnung in ihm. Jacquelin, der dies bemerkte, hinterbrachte ihm nicht nur alle günstige Nachrichten, die er auftreiben konnte, sondern er erfand auch noch selbst welche, die sich durchaus auf nichts stützten. Bald waren die Oesterreicher vor den Thoren von Paris, bald die Preußischen Husaren in Vilette*). Bald war der Convent auf

*) Vorstadt von Paris.

der Flucht, das Volk aber hatte sich gegen ihn erklärt, die weiße Fahne aufgepflanzt, und alle Gefängnisse geöffnet. Kurz, es gab fast nichts, was sich der ehrliche Mensch nicht ausgesonnen hätte, um seinen Herrn zu beruhigen, der dieser Beruhigung auch in der That höchst bedürftig war. Was er in den öffentlichen Blättern fand, diente keineswegs, seine Furcht zu vermindern. Sie enthielten Tag für Tag die Verzeichnisse neuer Opfer, welche unter der Guillotine geblutet hatten, und denen man den Titel Verschwörer freigebig ertheilte. Unter diesen vorgeblichen Verschwörern fand der Prinz von Conti alle Augenblicke Namen, die seine ganze Theilnahme erregten; häufig sogar die, alter und genauer Freunde. Dann brachte er uns das inhaltschwere Blatt und sagte unter Thränen: „Schon wieder haben sie Diesen oder Jenen ermordet, der sich doch wahrhaftig um gar nichts bekümmerte*)."

Dann ward er leichenblaß und ging mit großen Schritten im Zimmer umher, indem er stets wiederholte:

„Ohne Zweifel werden auch wir bald genug erliegen, denn diese Menschen haben allen ci-devants

*) Er glaubte stets, sich um nichts zu bekümmern, sei das untrüglichste Sicherheitsmittel.

den Tod geschworen, und es scheint wohl, als ob sie Wort halten würden."

Ich fürchtete beständig, daß er den Verstand verlieren würde, und es gab wirklich schon Augenblicke, in denen er desselben nicht mehr vollständig mächtig war. Er warf zum Beispiel seinem alten treuen Jacquelin öfters vor, daß er hohnlächle, wenn er ihn ansehe. Der Arme war sicher weit davon entfernt. Zuweilen stand er auch mitten in der Nacht auf, und ging an die Thür des Ganges vor unseren Stuben, dort das Gespräch der Schildwachen zu behorchen. Eines Abends, es war im Anfang des Juli, als der Volksvertreter Maignet seinen Sitz zu Orange aufgeschlagen hatte, lasen wir, wie gewöhnlich, im Bette, um so die Müdigkeit zu erwarten, da wurden wir durch den Besuch des Prinzen von Conti im höchsten Grade überrascht. Er war im Schlafrock und in der Nachtmütze, und sein Gesicht trug alle Spuren des heftigsten Schreckens.

„Meine Herren, sagte er, es ist aus mit uns. Nur wenige Stunden haben wir noch zu leben. Erfahren Sie, daß wir morgen nach Orange gebracht werden."

Als wir uns von der ersten, lähmenden Ueberraschung, die diese schreckliche Neuigkeit bei uns

erregte, erholt hatten, zogen wir sie in Zweifel, und fragten ihn, woher er sie habe.

„Die Schildwach vor unserer Thür, sagte er, theilte sie einem seiner Kameraden mit. Ich habe es selbst gehört. Doch, fuhr er, zu Beaujolais sich wendend, fort, Sie, der Sie noch fast ein Kind sind, Sie könnten, wenn Sie mit der Schildwach sprechen wollten, sich genauer davon unterrichten, und uns dann das Gehörte mittheilen. Um Gottes Barmherzigkeit Willen, stehen Sie auf und gehen Sie hin."

Beaujolais stand sogleich auf, und ging auf den Gang. Der Schieber von der Thür war zu. Eben wollte er ihn öffnen, um die Schildwach anzureden, da hörte er Jemand Befehle ertheilen, und erkannte sogleich die Stimme des Capitain Massugue, von der Artillerie, der einer der wüthendsten Terroristen war, und dicht neben uns an wohnte. Beaujolais stand daher still, um zu hören, was Jener sage. „Gib wohl Acht auf die Gefangenen, die Du bewachest, sagte er zu unserer Schildwach; denn wenn sie entweichen, so bist Du verloren. Erscheint einer von ihnen nach Mitternacht noch in dem Gange, so befiehl ihm, in seine Stube zurück zu gehen, und thut er dies nicht auf der Stelle, so schieße ohne Zögern auf ihn."

Diesen Worten folgte ein Gezische und Gemurmel, von dem Beaujolais nichts verstehen konnte. Dann sagte Massugue wieder mit lauter Stimme:

„Morgen früh um vier Uhr werden sie geholt und dann nach Orange gebracht werden.“

Das schien deutlich genug, und Beaujolais hörte nichts weiter. Er kam nun sogleich zurück und fand den Prinzen von Conti im Gespräch mit mir.

„Ich habe nicht mit der Schildwach sprechen können, sagte mein Bruder, indem er zu uns trat, denn Massugue war da, und ich habe deshalb nichts erfahren können, als daß der Schildwach verboten ist, uns nach Mitternacht noch auf dem Gange zu dulden. Es würde auch unnütz sein, wenn ich noch einmal zurückkehrte, denn es ist heute ein schlimmes Bataillon auf Wache, und ich würde von der Schildwach daher schwerlich etwas erfahren, wollte ich mich auch in ein Gespräch mit ihr einlassen.“

Darauf ging der Prinz von Conti, nachdem er uns eine gute Nacht gewünscht, und versichert hatte, daß er eine sehr schlechte haben werde. Kaum war er fort, als Beaujolais mir Alles erzählte, was er gehört hatte, indem er hinzusetzte, daß die Furcht, unsern alten Verwandten vollends in Verzweiflung zu stürzen, ihn abgehalten habe, schon früher die Wahrheit zu sagen.

„Wir, sagte er dann, haben uns schon längst auf Alles gefaßt gemacht, und da es fast unmöglich war, unserm Kerker zu entfliehen, müssen wir froh sein, wenn unsere Leiden bald geendigt werden.“

Diese Gedanken hegte auch ich; das betheuerte ich ihm, und dann legten wir uns Jeder auf unserer Seite nach der Wand, uns finsteren Gedanken überlassend. Gegen Mitternacht hörten wir die Thür unsers Ganges öffnen, und sahen bei'm Schein der Lampe, welche auf demselben, grade vor unseren Fenstern hing, Massugue, der vorsichtig und geheimnißvoll vorwärts schritt. Er näherte sich der Lampe, löschte sie aus, und ging dann wieder. Dies war uns ganz neu, und diente eben nicht dazu, unsere finstern Gedanken zu verscheuchen; denn Massugue war zu Allem fähig. Da er grade neben uns an wohnte, waren wir beständig gezwungen, ihn zu sehen und zu hören, denn stets erhob er die Stimme, damit uns seine schändlichen Verwünschungen nicht entgingen. Eines Tages, unter andern, sagte er, indem er etwas in einem Mörser stieß: „Ich wollte wohl, daß ich alle Bourbons so in einem Mörser hätte; ich würde ein herrliches Frikassee daraus bereiten.“ Diese Worte waren von allen möglichen Flüchen begleitet, und in dem abscheulichen provenzalischen Patois ge

sprochen. Hieraus kann man schließen, daß sein nächtlicher Besuch etwas ungewöhnlich Beängstigendes für uns haben mußte. Wir erwarteten nichts weniger, als eine Wiederholung des 2. September; denn das Ungeheuer leugnete es gar nicht, daß er an dem Niedermetzeln der Gefangenen zu Paris Theil genommen habe. Etwa zwei Stunden brachten wir in dieser schrecklichen Erwartung zu. Nach Verfluß dieser Zeit, fielen wir in einen wohlthätigen Schlaf, und waren bei'm Erwachen höchst freudig überrascht, als man uns sagte, daß es 8 Uhr sei; denn da die Unglücklichen, welche nach Orange bestimmt waren, schon um vier Uhr abgeholt werden sollten, war es nicht wahrscheinlich, daß wir damit gemeint worden. Wirklich hörten wir auch späterhin, daß die Gefangenen, von denen Massugue gesprochen, die waren, welche unter uns wohnten. Sie waren in der Nacht abgeholt und nach Orange gebracht worden, wo die Commission sie dem Blutgerüste übergab. Dessen ungeachtet war die Beunruhigung für uns eben so groß, als wäre sie begründet gewesen; und dergleichen hatten wir öfters. Eines andern Tages traten, des Nachmittags um drei Uhr, fünf bis sechs schlecht gekleidete Menschen ganz eilig auf unsern Flur. Sie hatten rothe Mützen auf, und waren mit mächtigen Säbeln bewaffnet.

„Zum Donner, sagte der Eine von ihnen. Ihr habt es hier verflucht gut, Ihr —“

Als er darauf den Prinzen von Conti erblickte, den sein Anblick mit Schrecken erfüllte, sagte er zu ihm:

„Guten Tag, Conti. Fürchtest Du Dich vor uns? Wir wollen Dir nichts thun. Wir sind Abgeordnete von der Gesellschaft der Freiheitsfreunde (auch Jakobinerklubb genannt) und beauftragt, sämmtliche Gefängnisse zu besichtigen, und zu sehen, ob Alles in Ordnung, und kein Mißbrauch eingerissen ist. Wir müssen daher eine genaue Untersuchung halten.“

Und in der That erstreckte sich diese sogar bis auf die Abtritte. Wahrscheinlich fürchteten sie, daß wir hierdurch entspringen möchten.

Nachdem sie sich entfernt hatten, hörten wir, daß sie einen Gefangenen, der neben uns an wohnte, mit Vorwürfen überhäuften. Er war leidenschaftlicher Republikaner, und dennoch zu sechs Jahren Eisenstrafe, daß heißt, auf den Galeeren verurtheilt worden, weil er in der Zeit der Sectionen, antijakobinische Gesinnungen gezeigt hatte.

„Hund von Föderalisten, sagten sie zu ihm; Du wirst auf sechs Jahre nach Toulon gebracht werden, und man wird, aus Sorge für Deine Gesundheit, Dir die hinlängliche Bewegung an den

Rudern verschaffen. Du wirst gut thun, einige Tücher mitzunehmen, denn die Ringe, welche man Dir um die Beine legen wird, möchten leicht Deine Haut durchscheuern, ehe Du die Sache gewohnt wirst. Uebrigens wirst Du wahrscheinlich nicht lange dort bleiben, denn Dein Urtheil ist viel zu gelinde ausgefallen. Wir werden es revidiren lassen, und Dich unter das „Volksrasirmesser" liefern. Verstehst Du?"

Der Unglückliche verstand ihn so gut, daß er in Ohnmacht fiel; aber er kam mit der Furcht davon, denn die Drohungen jener Ungeheuer wurden nicht erfüllt; Dank sei es dem glücklichen Ereignisse, dessen Erzählung bald in diesen Blättern eine Stelle finden wird. Obgleich wir die Art mißbilligten, wie man mit unserm Nachbar verfuhr, waren wir doch auch öfters höchst aufgebracht gegen ihn, da er jede Gelegenheit mit Eifer ergriff, wo er seine republikanischen Gesinnungen zeigen konnte. Er war früher Advokat, dann, nach der Revolution aber, Procureur der Stadt Marseille gewesen. Diese Stelle hatte er auch während der Zeit der Sectionen bekleidet, und deshalb betrachteten die Jakobiner ihn als Föderalisten, deshalb verurtheilten sie ihn zur sechsjährigen Galeerenstrafe, und schickten ihn in das Fort Saint-Jean, wo er, bis man ihn nach Toulon abführen würde, ein

ziemlich gutes Zimmer, neben dem unsrigen, und die Erlaubniß erhielt, innerhalb des Forts umhergehen zu dürfen.

Da die Schildwachen unsere Thür während des Tages häufig offen ließen, um sich die Mühe des ewigen Oeffnens und Zuschließens zu ersparen, hatten wir Gelegenheit, mit Carguier (das war der Name jenes Gefangenen) bekannt zu werden, und er theilte uns die Volksblätter mit, welche er erhielt. Ohne einen Blick auf die Liste der Schlachtopfer zu werfen, welche jedes dieser Blätter enthielt, schien er sich nur mit dem Erfolge der Heere zu beschäftigen. Hatten sie irgend einen Verlust erlitten, so konnten wir es sogleich auf dem finsteren Gesichte Carguiers lesen, oder aus der Langsamkeit entnehmen, mit welcher er uns die Papiere überbrachte. War aber im Gegentheil irgend ein Vortheil erkämpft, so schrie er uns laut entgegen: Sieg! Sieg! und bezeugte eine Freude, welche wir weit entfernt waren, zu theilen. Einen Augenblick, ehe die Commissaire der Jakobiner kamen, die ihn so schlecht behandelten, hatte er uns, mit der größten Freude, die Nachricht von der Schlacht bei Fleurus mitgetheilt, in deren Folge, wie bekannt, die vier festen flanderischen Plätze genommen, und die Niederlande, Holland ꝛc. erobert wurden. Sein Eifer ward durch die ihm widerfahrene, üble Behan-

lung, keinesweges erkaltet. Dies bewies er uns die folgenden Tage ganz deutlich, als er durch die öffentlichen Blätter von den ferneren Fortschritten der republikanischen Heere unterrichtet wurde.

„Nun, sagte der Prinz von Conti, als wir wieder allein waren, nun ist auch unsere letzte Hoffnung zertrümmert. Nur von dem Erfolge der alliirten Heere durften wir uns noch etwas versprechen. Sie sind geschlagen, zersprengt, vernichtet; was bleibt uns noch? Ich habe es Ihnen schon gesagt, und wiederhole es jetzt noch einmal, uns bleibt nichts, als der Gang auf die Guillotine, und — wir werden ihm nicht entgehen."

Diese trüben Gedanken wurden durch den Besuch des Herrn P.. keinesweges zerstört. Er kam, um uns zu sagen, daß es ihm auf das Strengste verboten sei, uns in den kleinen Garten zu lassen, und daß er zugleich beauftragt wäre, mit verdoppelter Aufmerksamkeit über uns zu wachen. Auch erfuhren wir, daß meine Tante durch Vadier bei'm Convente angeklagt, und der Befehl angekommen sei, sie in ein abgesondertes Gefängniß zu bringen, von wo sie dann vor das Revolutions-Tribunal geführt werden sollte. Alles verkündete, daß unsere Stunde geschlagen habe, und wir sahen unserem Ende so gefaßt als möglich entgegen, als der glück-

liche 9. Thermidor, der 27. Juli 1794*) uns sowohl, als so viele andere, dem Tode geweihte Opfer, von dem uns zugedachten Schicksale befreite.

Die erste Nachricht von diesem Ereignisse erfreute uns nicht so sehr, wie sie es gethan haben würde, hätten wir alle Folgen desselben voraus wissen, auch nur ahnen können; denn da wir schon den Sturz mehrerer mächtigen Ungeheuer erlebt hatten, ohne daß deshalb unser Schicksal eine andere Wendung erhalten oder die Grausamkeit im Allgemeinen die Oberherrschaft verloren hätte, durften wir uns nicht schmeicheln, daß der Sturz Robespierre's alle den Gräueln ein Ziel setzen werde, welche Frankreich nun schon seit achtzehn Monaten zerfleischten, und denen zu entgehen wir kaum noch hoffen konnten. Dennoch freuten wir uns aufrichtig, von dem befreit zu sein, der, wie es geschienen, bisher das vorzüglichste Haupt aller der Mörder gewesen war, in deren Gewalt wir uns befanden. Die Uneinigkeit, welche unter den Jakobinern zu herrschen begann, war uns ebenfalls ein günstiges Zeichen, doch bald überließen wir uns der Freude und Hoffnung ungestört, indem wir hörten, daß das Gouvernement alle ferneren Hinrichtungen

---

*) Der Sturz Robespierre's, so wie vieler seiner Mitschuldigen.

untersagt, die Befreiung einer großen Zahl Gefangener verordnet, und bekannt gemacht habe, daß es auf das bisherige Schreckensſyſtem, welches Robespierre und ſeinem Anhange mit all ſeinen Gräueln zur Laſt gelegt wurde, von nun an gänzlich verzichte. Jeder Tag beſtätigte unſere Hoffnungen mehr und mehr, und obgleich in dieſer erſten Zeit das Phyſiſche unſerer Lage noch bei'm Alten blieb, ſo hatten ſich doch unſere moraliſchen Kräfte ſo vermehrt, daß wir uns bei weitem weniger unglücklich fühlten. Selbſt des Prinzen von Conti Gedanken und Worte, waren ſchon minder finſter.

„Nun, nun, ſagte er, es ſcheint doch, als wollte man uns den Kopf nicht abſchlagen, wenigſtens jetzt noch nicht, und das iſt ſchon immer etwas. Aber Gott mag wiſſen, ob dieſe gute Laune bei ihnen von Dauer ſein wird, oder ob ſie nicht eheſter Tage zu ihren alten Gewohnheiten zurückkehren."

Etwa drei Wochen nach dem 9. Thermidor bekamen wir einen Brief, der uns ſehr viel Freude machte. Seit langer Zeit hatten wir nun ſchon nicht eine Zeile erhalten. Dieſer Brief war von der Frau von B... Die redliche Freundin hatte allen Gefahren getrotzt, die damit verbunden waren, uns zu ſchreiben, und nicht eher hörte ſie auf,

uns durch ihre Briefe zu erfreuen, als bis man ihr dies unmöglich machte, indem man sie verhaftete. Sie war fünf Monate im Gefängnisse gewesen, und ließ es, nachdem sie ihre Freiheit wieder erlangt, ihre erste Sorge sein, uns zu schreiben, Nachricht von uns zu verlangen, und uns ihrer beständigen Freundschaft auf's Neue zu versichern. Ungefähr zu derselben Zeit erhielten wir einen Brief meiner Mutter, von Luxemburg datirt*). Sie schrieb uns, daß ihre Gesundheit, auf so mannichfache Art bestürmt, sehr geschwächt sei, daß sie aber mit Grund hoffen dürfe, sich bald wieder besser zu befinden. Alle diese erfreulichen Nachrichten gossen Balsam in unser Blut, und, wahrlich, wir bedurften dessen.

Wir wurden eines Tages, am frühen Morgen, durch lautes Freudengeschrei erweckt, und eilten, den Grund davon so bald als möglich zu erfahren. Man hatte eine Bande Jakobiner arretirt, die man der Verschwörung anklagte, und jetzt nach dem Fort Saint-Jean führte. Unter den Verhafteten waren auch der Präsident, der öffentliche Ankläger und der Registrator des Revolutions-Tribunals,

*) Der Pallast Luxemburg diente damals zum Gefängniß, und war, wie mehreren Anderen, auch meiner Mutter zum Aufenthalte angewiesen.

welches uns verhört hatte. Diese, in Gemeinschaft mit noch andern, eben so berüchtigten Bösewichtern, und dem Präsidenten des Jakobinerklubbs, hatten Ströme von Blut in Marseille vergossen. Der Präsident des Jakobinerklubbs wollte sich vor denen verstecken, welche kamen, um ihn zu verhaften, flüchtete sich deshalb auf ein Dach, fiel herunter und brach das Genick; aber er war dessen ungeachtet noch nicht todt, und man brachte ihn daher nach dem Fort, wo er geraume Zeit nachher starb*). Unser Nachbar Carguier kannte sich selbst vor Freude nicht, als er seine Feinde so gedemüthigt sah, und er war es auch, der uns durch sein Geschrei erweckt hatte. Wir theilten seine Freude, denn Alles zeigte uns deutlich, daß sich die Sachen geändert hätten, und wir durften wohl hoffen, es werde noch besser werden.

---

*) Der Registrator dieses fürchterlichen Tribunals hieß C... Als man ihn verhaftete, waren, nachdem er seine Unschuld versichert, seine ersten Worte: „Ist Maillet verhaftet? (Sein Genosse und Mitschuldiger, und Präsident des Tribunals.) Er ist ein abscheuliches Ungeheuer!"

Dieser nämliche C... schrieb mein Verhör, und sagte jedes Mal, wenn ich ja oder nein antwortete: „Sprecht doch: Ja, Bürger! oder: Nein, Bürger!"

Ungefähr um diese Zeit war es, als eine Kleinigkeit uns mit dem Prinzen von Conti veruneinigte, und diese Spannung währte fast die ganze Zeit hindurch, welche wir noch mit einander zubrachten. Dieser Streit entstand über eine kleine Dachkammer am Ende unseres Ganges, deren Gebrauch wir uns zugeeignet hatten. Unser Verwandter glaubte sich dadurch gekränkt; da er diesen Glauben aber auf keinen vernünftigen Grund stützen konnte, behielten wir die Dachkammer. Diese kleine Entzweiung bestimmte uns jedoch, dem Prinzen von Conti das Geld wieder zu geben, welches er uns geliehen hatte. Dadurch ward aber unsere Casse bis auf 120 Franken Assignaten, etwa 26 Franken in Silberwerth, gesprengt, jene 12 Karolin jedoch ausgenommen, die als unantastbarer Schatz für den Fall dringendster Nothwendigkeit angesehen wurden. Unsere Casse war also nicht in brillantem Zustande, und erweckte keineswegs heitere Gedanken, dahingegen aber nützliche. Unser Nachbar Carguier war, wie schon angeführt, Procureur und Advokat gewesen, und verstand sich sehr wohl darauf, eine Bittschrift passend einzurichten, eine Sache zweckmäßig zu betreiben und dergleichen. Durch ihn hatten wir schon eine Erhöhung unserer Alimente, von zwölf Franken auf den Tag, bewirkt, die freilich nicht einen wirklichen betrugen, so sehr waren

die Assignaten bereits gefallen; aber es ersetzte uns doch wenigstens den Verlust, und das war schon immer viel gewonnen. Wir wandten uns daher wieder an ihn, um wenigstens einen Theil jener 12,000 Franken zu erhalten, welche meine Mutter für uns an die Administration geschickt hatte, und wovon wir bisher auch nicht einen Sous bekamen. Carguier versprach uns, sogleich eine Bittschrift aufzusetzen, und sie so abzufassen, daß es unmöglich sein solle, die Zurückgabe jener Summe zu verweigern, wenn die Herren, an welche die Bittschrift gerichtet werden mußte, nur noch einen Funken von Schaam besäßen. Um aber sicherer auf Gewährung unserer Bitte rechnen zu dürfen, rieth er uns, für jetzt, jedoch mit Vorbehalt des Uebrigen, nur den vierten Theil jener Summe zu verlangen, um, wie wir sagen sollten, einige Schulden bezahlen, und die dringendsten Bedürfnisse bestreiten zu können. Wir willigten ein, ohne jedoch Carguiers Hoffnung zu theilen. Die administrativen Körper waren jedoch seit dem 9. Thermidor verändert, und viel besser organisirt, als früher. Dank sei es dieser Verbesserung und der Geschäftskenntniß Carguiers, nach drei oder vier Vorstellungen erhielten wir erst die Anerkenntniß, jene Summe für uns empfangen zu haben, und bald darauf den Befehl, uns den vierten Theil derselben zahlen zu

lassen. Als wir es erhielten, war unser erstes Geschäft, Carguier einen Theil davon, als Lohn seiner Bemühungen und Zeichen unserer Dankbarkeit, zu geben. Diese 3000 Franken waren etwa 600 in Silber, und in der Lage, in welcher wir uns befanden, war dies eine eben so unerwartete als willkommene Hülfe. Da wir bisher nur abschlägliche Antworten erhalten hatten, erweckte dieser erste günstige Erfolg zugleich die Hoffnung, daß man uns auch noch wichtigere Sachen bewilligen werde. Diese beiden Punkte waren wohl geeignet, uns mit der lebhaftesten Freude zu erfüllen.

Einige Zeit darauf, ward uns eine noch größere. Unsere wahre Freundin, Frau von B.., welche durch uns von der Strenge unterrichtet war, mit welcher man uns selbst die unbedeutendsten Freiheiten entzog, suchte für uns um etwas größere nach, bis man es für gut finden würde, uns ganz aus dem Gefängnisse zu entlassen. Auf vieles Bitten erhielt sie endlich einen Befehl des Convents, nach welchem wir das Fort zum Gefängnisse erhielten, mit der Erlaubniß, innerhalb desselben so viel umher zu gehen, als es uns beliebte, auch ferner nicht in unsere Zimmer eingeschlossen zu werden. Nur wer 18 Monate in engem Verwahrsam zubrachte, ist im Stande, eine solche Erlaubniß gehörig zu würdigen. Sie erfüllte uns mit verdop-

pelter Dankbarkeit gegen die Freundin, welche sie uns ausgewirkt.

Da der Prinz von Conti in dieser Vergünstigung mit inbegriffen war, eilten wir, der Verstimmung ungeachtet, welche zwischen uns herrschte, ihm unsere Nachricht mitzutheilen. Er dankte uns viel Mal, empfing die Neuigkeit aber ziemlich kalt.

„Es ist wohl etwas, die frische Luft genießen zu können, sagte er, ich muß es eingestehen; aber, mit Ihrer Erlaubniß, werde ich Ihre Freude nicht theilen, denn die Gunstbezeugungen dieser Herren sind mir immer etwas verdächtig.“

Wir überließen ihn seinem Verdachte, und liefen umher, uns sogleich der Art von Freiheit zu erfreuen, die man uns zugestanden. Der erste Gebrauch, den wir davon machten, war, daß wir zu unserer Tante gingen, die künftig gleichfalls diese Vergünstigung genießen sollte. Seit langer Zeit hatten wir ihres Anblicks entbehrt. Wir umarmten sie mit der größten Freude, und dies um so mehr, da wir in den letzten Tagen der Macht Robespierre's, ihretwegen in der größten Angst geschwebt hatten. Sie versicherte uns, daß sie viel mehr um uns besorgt gewesen sei, als um sich selbst, da sie überzeugt gewesen, daß ihr Geschlecht, verbunden mit ihrer steten Sorgfalt, sich um nichts zu bekümmern, sie vor jeder wahrhaften Gefahr sicherten.

Wir konnten ihr nicht verbergen, daß wir weit entfernt waren, hierüber eben so zu denken, wie sie. Sie bestand aber auf ihrer Meinung, und es war nicht weiter die Rede davon. Als wir sie verließen, gingen wir durch unsere neue kleine Welt, was leider weder lange Zeit erforderte, noch sehr ermüdete, und uns dennoch nicht weniger Vergnügen machte. Alle die alten Gefangenen begrüßten uns mit Glückwünschen, die neuangekommenen aber schossen wüthende Blicke auf uns, was wir denn aufrichtig erwiderten. Kurze Zeit darauf, als wir so erfreuende Hoffnungen gefaßt hatten, erhielten wir eine Nachricht, die uns wieder in ein Meer von Zweifeln zurückwarf. Der Prinz von Conti erfreute uns zuerst mit dieser Neuigkeit. Eiligen Schrittes kam er zu uns auf unser Zimmer, und sagte in traurig-feierlichem Tone:

„Meine Herren, ungeachtet seit einiger Zeit wenig Vertrauen unter uns herrscht, halte ich mich doch verpflichtet, Ihnen die gräßliche Nachricht mitzutheilen, die ich so eben erhalten habe, und die sowohl Sie, als auch mich, betrifft. So wissen Sie denn, meine Herren, daß wir durch ein Dekret des Convents zu ewigem Gefängnisse verurtheilt sind.“

Wie ein Blitzstrahl traf uns diese Nachricht, denn wir wußten seit einiger Zeit, daß der Convent

über unser Schicksal ein Endurtheil fällen wollte; und nach dem, was ich hierüber bereits sagte, schmeicheiten wir uns, daß man sich begnügen würde, uns auf immer von dem Gebiet der französischen Republik zu verbannen, wodurch unsere heißesten Wünsche erfüllt worden wären. Statt dessen — ewiges Gefängniß! die Guillotine wäre besser gewesen. Wir fragten den Prinzen, woher er diese gräßliche Nachricht habe, und er gab uns ein öffentliches Blatt, in welchem sie stand. Die Sache war aber dennoch nicht so bestimmt, als es ihm gefallen hatte, uns zu sagen. In Folge eines Vorschlages, die in Frankreich bisher gefangen gehaltenen Bourbons zu deportiren, war beschlossen worden, daß man „der ungeheuern Gefahr wegen, welche es für das Wohl des Volks haben könnte, wenn man die genannten Personen in Freiheit setzte, dieselben so lange gefangen halten wollte, als die allgemeine Sicherheit es erforderte.“ Die Worte, ewiges Gefängniß, waren nicht ausgesprochen, aber die Sache glich dem doch sehr, und versetzte uns in die tiefste Traurigkeit. Nach einiger Zeit begann die Hoffnung wieder in uns aufzuleben. Wir dachten, daß es uns nicht schwer werden könnte, zu entfliehen, da wir im ganzen Fort frei umhergehen konnten und nicht auf unser Ehren-

wort saßen. Unsere einzige Sorge war hierbei, eine Barke zu bekommen, die uns nach Genua bringen könnte, und — ob unser Geld auch zu einem solchen Unternehmen hinreichen werde. Da die Gefangenen aber selten in den Mitteln zu wählen haben, sind sie gezwungen, ungleich mehr zu wagen, als Andere. Wir wagten daher unseren ganzen kleinen Schatz, und — verloren ihn. Ohne in die Einzelnheiten eines Berichtes einzugehen, der eben so lang, als langweilig wäre, will ich hier nur so viel sagen, daß zwei junge Menschen, von denen der eine früher Page des Königs gewesen war, und die man gleich uns, in dem Fort gefangen hielt, uns nach den schönsten Versicherungen der Achtung und des Mitleidens, angeboten hatten, uns zu unserer Flucht behülflich zu sein. Weil sie für Royalisten galten, beschlossen wir, ihnen zu trauen. Um aber unsern Zweck zu erreichen, war es nöthig, ihnen unser ganzes gegenwärtiges Vermögen anzuvertrauen. Sie beraubten uns dessen, indem sie sich davon machten. Wir waren dadurch in die schrecklichste Lage versetzt, indem der Verlust unserer einzigen Hülfsquelle uns von dem Ziele, das wir schon erreicht zu haben glaubten, weiter zurück geschleudert hatte, als wir je davon entfernt gewesen.

In anderer Rücksicht jedoch ward unsere Lage weniger unangenehm, als sie es von Anfang war.

Wir gingen spazieren, wir besuchten unsere Mitgefangenen, und spielten zwanzig verschiedene Spiele mit ihnen. Wenn ich von Mitgefangenen spreche, so rede ich nur von denen, die uns zusagten. Die Jakobiner, von welchen die ersten vor einigen Monaten nach dem Fort gebracht worden waren, deren Zahl sich aber täglich vermehrte, hielten stets für sich zusammen, und wir wünschten wahrscheinlich noch weniger, wie sie, eine gegenseitige Näherung. Die, welche beständig eingeschlossen waren, glichen den Tigern. Gingen wir vor ihren Gittern vorbei, so überhäuften sie uns, unsere Familie, und alle ci-devants mit einer Fluth von Schmähungen und Verwünschungen, und behaupteten, daß sie in der Zeit ihrer Macht noch viel zu gelinde mit uns Allen verfahren wären.

Gegen Ende des Februars 1795 willigte man ein, uns eine andere Wohnung zu geben, was wir um so mehr wünschten, da Jeder, der zu uns wollte, vor den Fenstern des Prinzen von Conti vorbei mußte, den Alter, Angst und Müßiggang neugierig und klatschhaft machten. Die Kälte, welche zwischen uns herrschte, und noch immer nicht abgenommen hatte, machte daher diese Nachbarschaft unangenehm und störend. Auch er war mit dem Wechsel sehr zufrieden, denn er erhielt nun unsere Zimmer noch zu den seinigen, und

konnte sich folglich weit bequemer einrichten. Unser alter Nachbar Carguier, so wie die meisten Gefangenen aus der Zeit Robespierre's, waren in Freiheit gesetzt worden, und der Prinz von Conti erhielt auch noch dessen ehemaliges Zimmer, welches hell und unvergittert war. Wir bekamen zwei reinliche, helle Stuben, eine Kammer für Louis, und eine kleine Küche. Unsere Fenster waren nicht vergittert, und hatten die Aussicht auf das Meer. Aber man hatte dabei durchaus nichts befürchtet, da ihre unermeßliche Höhe uns, die wir das ganze Fort zum Gefängnisse hatten, wohl nicht diesen Weg zur Flucht wählen lassen konnte. Auch dachte man in diesem Augenblicke daran sehr wenig. Die Administrationen waren besser organisirt, die Commissaire des Convents, oder die Vertreter des Volks, waren nicht mehr Wütheriche oder Verfolgungssüchtige, und kurz, das ganze Schreckenssystem war, Gott sei Dank, aus der Mode gekommen, oder, wenn es ja noch bestand, so wurde es nur gegen die in Anwendung gebracht, die so lange sich daran ergötzt hatten, gegen die Jakobiner.

Meine Mutter war seit einiger Zeit von Luxemburg nach einem Krankenhause, in der Charonne-Straße, gebracht worden, wo sie, fast so gut, als auf ihr Wort, Gelegenheit hatte, ihre Gesundheit mit aller Sorgfalt zu pflegen. Sie schrieb

uns, daß sie sehr viel Hoffnung habe, unser Schicksal in kurzer Zeit bedeutend verbessert zu sehen, wohl gar, uns bald in ihre Arme zu schließen. Ihre Briefe, die Erleichterungen aller Art, die uns wurden, und deren Werth wir nach so langer Einkerkerung um desto lebhafter fühlten, die gute Wendung, welche die Angelegenheiten unsers unglücklichen Vaterlandes nahmen, kurz, Alles vereinigte sich, uns in der Hoffnung zu bestärken, und ließ uns, ohne unsere unbeschreibliche Sehnsucht nach der Freiheit zu mildern, mit mehr Geduld die Verwirklichung unserer Wünsche erwarten, die man uns von allen Seiten als ganz nahe schilderte.

Der Rest unserer 12,000 Franken ward uns gezahlt, und obgleich die Assignaten nur noch einen geringen Werth hatten, der zudem täglich fiel, waren wir dennoch froh, dies Geld zu erhalten, ehe es ganz zu nichts geworden war. Unsere täglichen Alimente wurden auch um etwas erhöht, jedoch nicht im Verhältniß zu dem ungeheuren Verluste der Assignaten; und ohne andern Zuschuß würde es unmöglich gewesen sein, uns damit zu erhalten. Ungefähr um diese Zeit erhielt unsere Casse noch einen bedeutenden Zuwachs. Es wurden mir nämlich von Nizza 72 Karolin in Golde nachgeschickt, die ich bei meiner Verhaftung dort zurückgelassen.

Unsere vortreffliche Freundin, die Frau von B..*), schickte uns auch von Zeit zu Zeit einige nützliche oder angenehme Kleinigkeiten; und so war unser Schicksal ungleich leichter zu tragen, als früher.

Mehrere Monate vergingen auf diese Weise, ohne daß sich etwas Bemerkenswerthes ereignete, wenn man das nicht etwa dafür rechnen will, was uns eines Tages begegnete, als wir mit einigen Royalisten zusammen aßen, die man nach dem Fort gebracht hatte, weil sie Lärm im Theater gemacht, und laut gegen den Convent gesprochen hatten. Wider unseren Willen durch die schweren mittäglichen Weine erhitzt, sangen wir anti-republikanische Gesänge im Chor, was eine förmliche Anzeige der gefangenen Jakobiner nach sich zog, die unsere Gesänge mit angehört hatten, und die Beweise einer großen Verschwörung darin finden wollten. Um ihrer Behauptung noch mehr Gewicht zu geben, zeigten sie zugleich an, daß wir uns Waffen zu verschaffen gewußt hätten, und diese in unseren Zimmern verborgen hielten. Diese letztere Angabe war wahr. Wir besaßen zwei oder drei

---

*) Wie mag es doch kommen, daß der Verfasser den Namen dieser, allem Anscheine nach höchst achtungswerthen Frau, nie nennt? (Der Uebersetzer.)

Säbel, oder vielmehr nur Seitengewehre der Grenadiere, die wir den Soldaten abgekauft hatten. Daß wir uns dieser Waffen aber nicht zur Ausführung irgend eines Komplotts bedienen wollten, lag klar am Tage. Wir hatten uns dieselben nur angeschafft, um sie, im Fall der Noth, zu unserer Vertheidigung zu brauchen; denn die Zahl der gefangenen Jakobiner im Fort, war sehr bedeutend, und schon mehrere Male hatten sie gedroht, uns einen Streich ihrer Art zu spielen. Glücklicher Weise für uns, gehörte der Volksrepräsentant, an den diese Klage gelangte, zu den Gemäßigten; er hieß Mariette. Er ließ sogleich den Commandanten des Forts zu sich rufen, und beauftragte ihn, uns von der Anzeige in Kenntniß zu setzen, uns zugleich aber auch zu sagen, daß sie keine üblen Folgen haben würde, da er die Quelle verabscheute, aus der sie geflossen sei, auch fände, daß Niemand sich wundern oder ärgern dürfe, wenn wir Royalisten wären. Was aber die Waffen beträfe, so bäte er uns, sie auszuliefern, und er würde sich dann, statt der, in ähnlichen Fällen gewöhnlichen Durchsuchung, mit unserem Ehrenwort begnügen. Es ist unmöglich, schonender zu verfahren. Natürlich lieferten wir unsere Waffen ab, und waren höchst dankbar für die Art eines Verfahrens, an das wir nicht mehr gewöhnt waren. Ein Volks-

vertreter, wie die meisten der früheren, würde uns sogleich in den Kerker geworfen, und dann durch das Revolutions-Tribunal haben verurtheilen lassen. Mariette glich den Wüthrichen, welche seine Vorgänger waren, keinesweges. Eines Tages, zum Beispiel, als er in einer Barke vor dem Fort vorbeifuhr, und uns am Fenster sah, nahm er den Huth ab, und grüßte uns sehr höflich, wenn auch fremd. Man wird begreifen können, daß selbst eine solche Kleinigkeit in unserer Lage Vergnügen machen kann. Ich kenne die politische Carriere Mariette's nicht, weiß auch nicht, was er vor der Revolution war. Es ist im Allgemeinen nicht viel von ihm gesprochen worden, außer in Marseille, wo er sich die Achtung aller Besseren erworben und den unversöhnlichen Haß der Jakobiner auf sich gezogen hat. Der Letzteren brachte man noch jetzt alle Tage einige nach dem Fort, und gegen Anfang des Mai wurden sie alle eingeschlossen; einige in ihren Zimmern, andere in den Gefängnissen. Man trieb die Strenge gegen sie sogar so weit, daß man ihren Verwandten oder Freunden nicht mehr, wie früher, erlaubte, ihnen das Essen zu bringen. Die, welche Geld hatten, konnten sich dennoch Speise verschaffen, die aber, welche nichts hatten, waren lediglich auf Wasser und Brod beschränkt. Ihre Wuth sollte auf den höchsten Grad

getrieben werden, aber ohne daß sie sie auslassen konnten. Die, welche früher so viel Gräuel verübt hatten, sollten jetzt die Folgen davon empfinden. Etwa gegen diese Zeit bildeten sich die Jesus-Gesellschaften, und die der Kinder der Sonne, die seit der Zeit im Mittage Frankreichs so berüchtigt geworden sind. Sie bestanden aus jungen Leuten, deren Eltern als Opfer der Jakobiner gefallen waren, und hielten sich berechtigt, ihrer Rache alle Jakobiner zu opfern, deren sie habhaft werden konnten. Häufig, wenn sie welchen begegneten, die in das Gefängniß gebracht werden sollten, drängten sie sich durch die Wache, und hieben mit den Säbeln auf die Gefangenen ein. Am Eingange des Forts sahen wir öfters dergleichen Auftritte. Unter andern sagten sie auch, oder schrieen es vielmehr aus allen Kräften, damit die Gefangenen es hörten: wenn man nicht alle die Ungeheuer bald richtete, so würden sie ihre Bestrafung übernehmen, und in dieser Hinsicht dem Beispiele der Lyonesen folgen*).

---

*) Man sehe hierüber, wie über die schrecklichen Ereignisse, welche hierauf folgen, die Memoiren des Abbé Guillon, des Dürand de Maillanne, und vorzüglich des Fresard, in der „Sammlung der Memoiren über die französische Revolution.“ (Anmerkung der Herausgeber.)

Man kann begreifen, daß die, an welche diese Worte sich richteten, durch die Angst abgehalten wurden, ihre Wuth noch ferner blicken zu lassen. Möchte es Gott gefallen haben, daß Jene sich mit diesem Erfolge begnügt, und sich nicht eben so schuldig gemacht hätten, als die Ungeheuer waren, welche sie verabscheuten. Möchten wir wenigstens nicht Zeugen des Gräßlichen gewesen sein, was wenige Zeit darauf geschah.

Am 6. Juni dieses Jahres (1795) um 5 Uhr Nachmittags, las Beaujolais, und ich zeichnete, da wurden wir plötzlich durch das Geschrei: „Zu den Waffen, zu den Waffen, die Zugbrücke in die Höhe!“ aufgeschreckt. Wir sprangen, um den Grund dieses Geschreies zu erfahren, an das Fenster, welches nach dem Hofe herausging, da sahen wir die Soldaten, bewaffnet, ihren Posten, und besonders der Zugbrücke, zueilen. Aber gleich darauf kamen sie in Unordnung zurück, und ihnen folgte eine Masse Volks, ohne Uniformen, aber mit Säbeln und Pistolen bewaffnet. Der größte Theil hatte die Aermel bis über die Ellenbogen aufgestreift, und in ihrer Mitte ward ein Officier getragen, der verwundet schien. Mit gellender Stimme sangen sie ein Lied, welches das Erwachen des Volkes hieß, und dessen letzte Strophen sind:

Mânes plaintifs de l'innocence,
Apaisez vous dans vos tombeaux,
Le jour tardif de la vengeance
Fait enfin pâlir vos bourreaux.

Unmöglich war es, noch im Geringsten über die Absicht dieser Wüthenden in Zweifel zu sein, eben so wenig über die Leichtigkeit, mit der sie dieselbe ausführen konnten, da sie einmal im Fort waren, und die Soldaten keine Lust zum Widerstande zeigten. Gewiß war es, daß wir nicht mit zu den Schlachtopfern gehörten, die sie sich ausersehen, aber keinesweges eben so gewiß war es, daß sie uns nicht in ihrer Trunkenheit mit ihnen verwechseln würden. Wir verrammelten uns daher in der Eile so gut als möglich. Spieße, Hauklötze, Holzscheite, Stühle, Tische, wurden in einem Augenblicke gegen die Thür gehäuft; und wenn dieser Wall uns nicht schützen sollte, waren wir entschlossen, durch die Fenster nach der Meerseite zu entfliehen. Kaum hatten wir unsere Befestigung beendigt, als auch schon an unserer Thür gepocht wurde. Wir antworteten nicht sogleich. Da ward heftiger gepocht und zugleich gerufen: „Oeffnet, wer Ihr auch seid; Ihr habt nichts von uns zu befürchten. Wir bringen den Adjutanten des Commandanten vom Fort; er liegt im Sterben, und wir wissen nirgend mit ihm hin, da alle Thüren verschlossen

sind." Wir antworteten, daß wir mit Freuden Etwas zur Hülfe des Adjutanten beitragen würden; wir bäten zugleich aber auch, zu bedenken, daß wir nicht des Jakobinismus wegen hier gefangen säßen. Sie entgegneten, sie wüßten es, und fügten dann hinzu, wir sollten schnell öffnen, da keine Zeit zu verlieren sei. Wir thaten es. Sogleich traten zehn bis zwölf junge Leute, ziemlich gut gekleidet, aber die Aermel zurückgestreift, und den bloßen Säbel in der Hand, zu uns ein. Sie legten den Adjutanten, den sie getragen hatten, auf mein Bett, und fragten uns dann: „Sind Sie nicht die Herren von Orleans?" Als wir dies bejaheten, versicherten sie uns, daß sie, weit entfernt, uns nach dem Leben zu trachten, im Gegentheil bereit wären, es mit ihrem eigenen zu vertheidigen, wenn es in Gefahr sein sollte, und daß die Handlung der Gerechtigkeit, die sie vorhätten, sowohl unsere, als ihre, und aller rechtlichen Menschen, Sicherheit, vergrößern müsse. Dann verlangten sie Branntwein, dessen sie doch, allem Anscheine nach, nicht im Mindesten bedurften. Wir hatten keinen, aber sie fanden eine Flasche mit Anisette, die sie in Suppenteller gossen, und so austranken. Dann entfernten sie sich, nachdem sie uns noch empfohlen hatten, für den Adjutanten Sorge zu tragen.

Einer von ihnen blieb als Schildwach vor unserer Thür zurück, sei es, um den Officier zu bewachen, sei es, um ihre Genossen zu verhindern, sich in einem gräßlichen Irrthume an uns zu vergreifen.

Der Adjutant war blaß wie der Tod, und wir riefen ihn nur mit Mühe in das Leben zurück; aber verwundet war er nicht. Der Schreck über das unerwartete Ereigniß, verbunden mit der Vorstellung aller der schauderhaften Folgen, die es nach sich ziehen mußte, hatten ihn des Bewußtseins beraubt. Als er dies wieder gewann, wollte er das Zimmer verlassen, um, sagte er, wo möglich die Gräuel zu hindern, aber er ward durch zwei Schildwachen (denn zu der ersteren war noch eine hinzugekommen) zurückgehalten. In dem nämlichen Augenblicke hörten wir die Thür eines Gefängnisses im zweiten Hofe einstürzen; dann folgten durchdringende Schmerzensrufe, Angstgeheul, und endlich ein lautes Freudengeschrei. Das Blut gerann zu Eis in unseren Adern, und tiefes Schweigen herrschte unter uns. Nach etwa zwanzig Minuten, welche die Metzelei in jenem Gefängnisse gewährt hatte, hörten wir die gräßliche Bande nach dem ersten Hofe zurückkehren, wohin eines unserer Fenster die Aussicht hatte. Unwillkührlich näherten wir uns demselben, und sahen, wie die Wüthenden sich bemüheten, das Gefängniß No. 1, welches unserer Wohnung grade

gegenüberlag, zu erbrechen. Die zwanzig Gefangenen, welche in No. 1 saßen, und deren Thür, zu ihrem Glücke, sich nach innen öffnete, hatten sich so gut befestiget, daß die Meuterer, die länger als eine Viertelstunde versucht, die Thür einzustoßen, davon gingen, nachdem sie einige Male durch die Gitter geschossen und geschworen hatten, wieder zu kommen, wenn die Anderen abgefunden wären.

Gegen sechs Uhr ward der Commandant des Forts, dem man nichts als die Scheide seines Säbels zurückgelassen hatte, zu uns gebracht, und mit seinem Adjutanten und uns bewacht. Er war an die Zugbrücke gekommen, die er aufgezogen gefunden; da er das Niederlassen vergeblich gefordert, war er durch den Graben geklettert, bei seiner Ankunft im Fort aber sogleich entwaffnet und zu uns geführt worden. Er fluchte, wüthete, biß sich in die Däume, und machte seinem Adjutanten Vorwürfe über die Angst, welche die Bläße seines Gesichts verrieth. Ununterbrochen hörte man das Geschrei der Schlachtopfer, die Pistolenschüsse, das Säbelgeklirre und die Keulenschläge der Mörder. Gegen 7 Uhr fiel ein Kanonenschuß innerhalb des Forts, und wir erfuhren, daß er durch die Mörder auf das Gefängniß No. 9 geschehen sei, dessen Gefangene, etwa dreißig an der Zahl, theils verbrannt, theils durch einen Kartätschschuß getödtet

wurden. Denn, damit das „Geschäft," ihrem abscheulichen Ausdrucke nach, schneller beendiget werde, hatten sie Feuer in dies Gefängniß geworfen, nachdem sie durch die vergitterten Luftlöcher eine Menge Stroh hineingebracht.

Es war beinahe 9 Uhr, und schon vollkommen dunkel, als wir in dem ersten Hofe schreien hörten: „Die Vertreter des Volks! Wir müssen die Brücke herunterlassen, denn sie drohen, uns als Rebellen zu behandeln, wenn wir nicht sogleich gehorchen." —

„Ich scheere mich den Teufel um die Repräsentanten, rief eine einzelne Stimme, und ich jage dem ersten Feigling, der Miene macht, ihnen Gehorsam zu leisten, eine Kugel durch das Hirn. Vorwärts, Kameraden, an Euer Geschäft; bald wird es geendet sein."

Während sie sich entfernten, ließen die Soldaten die Zugbrücke nieder, und die Repräsentanten zogen ein, von Fackeln umringt, und von einer großen Anzahl Grenadiere und Husaren, letztere jedoch zu Fuß, begleitet.

„Unglückliche, schrieen sie den Meuterern zu, endet das gräßliche Blutbad. Im Namen des Gesetzes! Hört auf, Euch der grausamen Rache zu überlassen." Mehrere antworteten: „Hätte das Gesetz uns gegen diese Ungeheuer Gerechtigkeit wider-

fahren lassen, so wären wir nicht gezwungen gewesen, uns diese selbst zu verschaffen. Jetzt ist das Faß angezapft, und muß ausgetrunken werden."

Und das Gemetzel dauerte fort.

„Grenadiere, riefen die Repräsentanten, verhaftet die Wüthenden; der Commandant des Forts soll zu uns kommen. Wo ist er?"

Man sagte ihnen, daß er in einer der obern Stuben eingeschlossen sei, und sie ließen sich zu ihm führen. Die Repräsentanten waren Isnard und Cadroy. Als sie in unser Zimmer traten, forderten sie vom Commandanten Rechenschaft seines Betragens, schienen jedoch bald einzusehen, daß es ihm unmöglich gewesen sei, sich dem Blutbade zu widersetzen. Dann setzten sie sich auf unsere Betten, beklagten sich über unmäßige Hitze, und forderten etwas zu trinken. Wir brachten ihnen Wein; Isnard wies ihn aber voller Abscheu zurück, indem er schaudernd ausrief: „Das ist Blut!" Dann boten wir ihm Anisette an, und er trank sie mit großem Wohlbehagen. Unser Zimmer füllte sich nun immer mehr und mehr mit Menschen an. Sie gingen daher in das Nebengemach, und schlossen sich daselbst zu einer Berathung mit dem Commandanten ein. Nach einigen Minuten kamen sie zurück. Fünf oder sechs der Meuterer, ganz mit Blut bedeckt,

traten in dem nämlichen Augenblicke von der andern Seite ein.

„Repräsentanten, sagten sie, laßt uns unser Geschäft vollenden; dies wird bald geschehen sein, und Ihr werdet Euch recht gut danach befinden.“ —

„Elende, Ihr zwingt uns, Euch zu verabscheuen.“ —

„Wir haben nichts gethan, als unsere Väter, unsere Brüder, unsere Freunde gerächt, und Ihr selbst habt uns dazu gebracht.“ —

„Man verhafte die Ungeheuer!“ schrieen die Repräsentanten. Es wurden auch wirklich vierzehn verhaftet, zwei Tage darauf aber wieder in Freiheit gesetzt.

So endete dieser Abend, der achtzig Unglücklichen das Leben kostete. Unter vielen Unschuldigen war auch ein Seiler, der nichts gethan, als „Es lebe der König!“ gerufen hatte. Keiner der größeren Ungeheuer verlor das Leben. Mehrere davon waren in dem Gefängnisse No. 1, dessen Thüre allen Anstrengungen, sie einzustoßen, widerstand. Der Thurm war voll von ihnen, aber auch dort vermochten die Meuterer nicht einzudringen. Noch am folgenden Tage war das Fort, gleich einem Schlachtfelde, mit Leichnamen und Sterbenden bedeckt. Ströme Blutes waren zu sehen, und, damit nichts fehle, war auch die Luft durch den

Rauch und Dampf der ausgebrannten Gefängnisse verpestet. Jetzt erst bemerkten wir unter unseren Betten drei bis vier Dolche, bis an das Heft mit Blut bedeckt. Wahrscheinlich hatten einige der Mörder sie dorthin geworfen, um sich des Beweises ihrer Verbrechen zu entledigen. Mehrere der Opfer dieser Metzelei lebten noch zwei bis drei Tage, und ihre Leiden waren um so gräßlicher, da man ihnen durchaus keine Hülfe leistete. Indem ich am zweiten Tage nach jenem abscheulichen Abend über den Hof ging, hörte ich mich mit schwacher, leidender Stimme rufen. Ich näherte mich, und erblickte einen Menschen, der Municipal-Beamter gewesen war, und als solcher im Palais die Wache bei mir gehabt hatte. Er galt für einen wüthenden Jakobiner, persönlich hatte ich mich aber nicht über ihn zu beklagen, und — er litt.

„Bürger, sagte er, ich sterbe. Ich war in dem Gefängniß No. 6, in welches Feuer geworfen wurde, und ich begreife nicht, wie ich alle die Unglücklichen habe überleben können, welche dort umgekommen sind. Wollte Gott, ich hätte gleich ihnen geendet; dann würde ich nicht die Martern auszustehen gehabt haben, die ich noch jetzt leide. Habt Mitleiden! Schafft mir Hülfe, oder sorgt, daß man mich vollends tödte, denn nichts kann den Schmerzen gleich kommen, die ich erdulde."

Ich versprach ihm, mein Mögliches zu thun, um ihm Unterstützung zu verschaffen, und lief auch sogleich zum Commandanten, dem ich sagte, wie grausam es sei, den Unglücklichen so ohne alle Hülfe zu lassen.

„Ich habe bereits einen Wundarzt verlangt, entgegnete er. Meine Schuld ist es nicht, daß er nicht kömmt; auch haben diese Schufte so viel brave Menschen geschlachtet, daß sie es verdient haben, wenn sie krepiren, ohne bedauert zu werden.“

— „Ich liebe sie nicht mehr, als Sie, erwiderte ich, aber es können unter den Verwundeten doch auch Unschuldige sein, und man machte sich schuldiger, als der Schuldigste unter ihnen, wollte man diese ohne Hülfe und Trost umkommen lassen.“ —

„Ich werde noch einmal nach einem Wundarzte schicken. Das ist Alles, was ich thun kann; denn wollte ich selbst ihnen zu Hülfe eilen, würden sie wahrscheinlich auf ganz andere Art geheilt werden.“

Der Wundarzt kam, aber zu spät, und der, für den ich Hülfe erfleht hatte, starb, gleich mehreren Andern.

Ein Engländer, der am Bord eines Kauffarthei-Schiffes gewesen, und von einem Korsaren aufgebracht worden, war zwei Tage vor jenem Blutbade als Kriegsgefangener auf das Fort gebracht.

Wie man sich denken kann, war der arme Mensch durch das unerwartete Schauspiel in die grenzenloseste Angst versetzt worden, und dies um so mehr, da er den Grund und die Urheber desselben durchaus nicht kannte, sich einbildete, es wären Jakobiner, und daher nichts gewisser glaubte, als daß er, als Engländer, auch umgebracht würde. Er sprach nicht ein Wort französisch, verstand es auch nicht; um sich nun also mit ihm zu verständigen, kam man zu uns, als den Einzigen im ganzen Fort, welche Englisch sprachen. Er war entzückt, als er Jemand gefunden, mit dem er sprechen konnte, versicherte uns, daß seine Gefangennehmung gegen alles Recht sei, und bat, uns seiner Freilassung wegen zu verwenden. Ich rieth ihm, seine Klagen niederzuschreiben, und machte ihm dann mehrere Bittschriften; aber, obgleich ihm versprochen wurde, ihm solle sein Recht werden, verstrich die Zeit, und er blieb im Gefängnisse, vor Ungeduld und Langerweile vergehend. Er beklagte sich bitter darüber, daß außer dem Unangenehmen seiner persönlichen Lage, seine Geschäfte auch durch seine Gefangenschaft unendlich litten. Gerührt durch sein Unglück, versprachen wir, ihm zur Flucht behülflich zu sein. Mit Freuden nahm er den Vorschlag an. Er hatte Geld bei einem Marseiller Banquier stehen. Mit Hülfe desselben erhielt und bezahlte er, unter einem angenom-

menen Namen, die Fahrt auf einem dänischen Schiffe, welches in wenig Tagen unter Segel gehen sollte. Ein ehemaliger Gefangener, Namens Jaliot, ein armer Teufel, aber gutmüthig und beherzt, der uns öfters einige Aufträge besorgte, übernahm es, den Mantelsack des Engländers an Bord zu bringen, und ihm einen Strick zu verschaffen, den er am Wall befestigen und sich nur daran hinunterlassen dürfe, um eine Barke zu finden, die ihn zu dem dänischen Schiffe bringen sollte. Wie gesagt, so geschehen. Am Morgen vorher, als das Schiff unter Segel gehen sollte, sagten wir dem Engländer, sich den Abend zur Flucht bereit zu halten, und in Allem sich auf Jaliot zu verlassen, der sich seines Auftrages auch wirklich ausgezeichnet gut entledigte. Der Engländer erreichte das Schiff, ging in See, und wir hörten nichts wieder von ihm. Am Morgen nach seiner Flucht fragte man uns, was aus ihm geworden sei. Natürlich schienen wir höchst überrascht, von seiner Entweichung zu hören. Ich weiß nicht, ob man uns im Verdacht hatte. Da man uns aber durchaus nichts beweisen konnte, wurde die Sache nicht weiter untersucht, und der Schließer kam mit einem derben Verweise davon. Man wird sich vielleicht wundern, daß wir nichts zu unserer eigenen Flucht thaten, da wir die eines Mitgefangenen mit so

geringer Mühe bewerkstelligten. Unsere Lage war aber leichter, als je, und die Ueberzeugung, entfliehen zu können, wenn es uns gut dünken würde, verminderte unser Verlangen nach der Flucht bedeutend. Ueberdies erhielten wir auch von meiner Mutter die bestimmtesten Versicherungen, daß unsere Freilassung ganz nahe sei, und dies lenkte uns von einem Entschlusse ab, den wir immer noch ausführen zu können glaubten, und dessen Ausführung auch für unsere Mutter, der wir so unendlich viel zu danken hatten, die nachtheiligsten Folgen haben konnte. Wir zwangen uns daher zur ferneren Geduld.

Was sich gegen Ende des Augusts ereignete, diente nicht dazu, den kleinen Rest derselben zu vermehren, der uns noch geblieben. Der Prinz von Conti *)

---

*) Der Prinz von Conti erhielt anfangs die Erlaubniß, nach Nevers, unweit Melun, zu gehen. Er wünschte, sich auf sein Landgut in den Landes zurückziehen zu können, um dort sein Leben in Ruhe und Frieden zu beschließen, aber in Folge des allgemeinen Dekrets gegen die Bourbons, war er gezwungen, nach Spanien auszuwandern. Ohne von andern Gründen zu sprechen, kann man sich vorstellen, daß bei seinen Gewohnheiten, seiner Eigenheit, diese Reise, unter Begleitung der Gensd'armen, nicht angenehm für ihn war. Um zu zeigen, wie er hierüber denke,

und meine Tante*) erhielten ihre Freiheit. Sie war zwar nicht unbedingt, da sie erklärt hatten,

hatte er eine stehende Redensart angenommen, die er an der Thür eines jeden Gasthofes wiederholte, ehe er in den Wagen stieg. „Ich erkläre hierdurch laut, öffentlich und feierlich, daß nur die Gewalt mich zwingen kann, Frankreich auf diese Weise zu verlassen, und daß diese Reise gegen meinen Willen und gegen das Gesetz ist!"

Barcellona wählte er zu seinem Aufenthalte. Er war noch dort, als unsere Truppen diese Stadt einnahmen, und hatte alle Ursache, die Achtung zu rühmen, mit der unsere Generale ihm begegneten. Er starb in Barcellona, den 10. März 1814 in einem Alter von 80 Jahren. (Anmerkung der Herausgeber)

*) Nach dem 18. Fructidor ward die Herzogin von Bourbon in die allgemeine Verbannung ihrer Familie mit einbegriffen. Sie ging nach Spanien, und blieb bis zur Restauration in Barcellona. Dann kehrte sie nach Frankreich zurück, und verließ es auch während der hundert Tage nicht. Man verlangte nur von ihr, daß sie sich auf das Land zurückziehe.

Die letzten Jahre ihres Lebens spendete sie zahlreiche Wohlthaten. Sie errichtete ein Hospital, und gab ihm den Namen des Sohnes, welchen sie so lange beweinte†). Unglück und Hülflosigkeit fanden dort, und finden noch jetzt, Trost und Unterstützung mit zarter Sorgfalt dargereicht.

Frankreich nicht verlassen zu wollen; aber man wies ihnen eine Stadt zum Aufenthaltsorte an; dem Einen Autun, der Andern Moulins, und es war alle Aussicht vorhanden, daß selbst diese Beschränkung in kurzer Zeit wegfallen würde. Wir freuten uns aufrichtig des glücklichen Erfolges, den die Bewerbungen unserer Verwandten gehabt hatten; aber wie kam es, daß man uns in dem Gefängnisse zurückhielt, da wir uns doch nur in Folge des

---

Die Herzogin hatte einen höchst gebildeten Geist. Sie schrieb gern. Man besitzt mehrere Kleinigkeiten von ihr, denen es weder an Eleganz, noch an Interesse, mangelt. Zeichnenkunst und Malerei waren ihre Lieblingserholungen. In der Gallerie des Palais Royal werden mehrere ihrer Gemälde aufbewahrt, unter denen sich auch eine Ansicht vom Hofe des Fort Saint-Jean befindet. Der Herzog von Montpensier hat das Innere eines jener Kerker gemalt.

Die Herzogin starb eines plötzlichen Todes in der Kirche der heiligen Genoveva, den 10. Januar 1821. Man brachte sie nach der nahe gelegenen Rechts-Schule, aber alle Versuche, sie wieder in das Leben zurück zu rufen, blieben ohne Erfolg. Sie war 72 Jahr alt. (Anmerkung der Herausgeber.)

†) Das Enghien-Hospital zu Paris. Diese Anstalt ward von der Herzogin von Bourbon der Prinzessin von Orleans vermacht, welche in der That würdig ist, eine solche Erbschaft zu empfangen.

nämlichen Dekrets, wie jene, darin befanden? Dennoch waren unsere Glückwünsche nicht minder aufrichtig, und wir begleiteten sie bei ihrer Abreise bis zu unserer äußersten Grenze, das heißt, bis zur Zugbrücke. — Aller Versprechungen unserer Mutter ungeachtet, die uns zuletzt unbegründet oder weitaussehend schienen, blieben wir im Fort Saint-Jean, vergessen und als Beute der Melancholie. Auf unsere dringenden Vorstellungen antwortete unsere Mutter, daß unser Onkel und unsere Tante nicht in gleichen Verhältnissen mit uns wären, indem der Eine seines Alters, die Andere ihres Geschlechtes wegen, durchaus keine Befürchtungen erregen könnte. Bei uns sei dies etwas Anderes. Dennoch ginge man damit um, uns unsere Freiheit zu bewilligen, jedoch unter der Bedingung, sie außerhalb Frankreichs zu genießen. Diese Bedingung erschreckte uns keineswegs. Aber weshalb, noch einmal sei es gesagt, faßte man unseretwegen nicht eben so gut einen Entschluß, wie wegen unserer Verwandten? Man entgegnete uns, die Comitteen wären zu beschäftigt, um stets nur an uns zu denken, man werde unser Schicksal aber sogleich berathen, wenn das große Werk der Constitution beendigt sei. Aber die Zeit verging, die Constitution ward vollendet, und man dachte nicht an uns. Selbst nach ihrer völligen Beendung ward

die Antwort auf unsere Bitte vertagt. Während dessen nahmen die Angelegenheiten von Tage zu Tage eine schlimmere Wendung. Die Jakobiner, deren blutiges und grausames Regiment, wie es geschienen hatte, nie wiederkommen konnte, fingen an, ihr Haupt wieder zu erheben. Man entließ sie ihres Gefängnisses, und der 13. Vendemiaire, oder 4. October, an welchem der Convent die Sectionen von Paris, welche sich gegen ihn erklärt hatten, entwaffnen ließ, schienen ihren Sieg vollkommen zu machen. Die Ankunft Frerons, als Bevollmächtigten des Gouvernements, vermehrte unsere Befürchtungen, und diese wurden durch die Maßregeln, welche er ergriff, und durch die Vergünstigungen, welche er den erklärtesten Jakobinern widerfahren ließ, dann auf das Höchste gesteigert. Er begnügte sich nicht damit, die Jakobiner aus dem Gefängnisse zu entlassen, sondern er brachte sie auch wieder in die Administration, indem er die Rechtlichen daraus vertrieb. Er fing sogar schon an, die Letztern zu verfolgen, und die, welche während Robespierre's Zeit ihr Heil in der Flucht gesucht hatten, waren wieder dahin gebracht, dieses traurige Mittel zu ihrer Rettung zu ergreifen. Ein gewisser Betemps war damals Commandant des Forts, der, obgleich er es schon während Robespierre's Herrschaft gewesen, dennoch ein redlicher

Mann war. Er hatte seinen Anti-Jakobinismus fast nie zu verhehlen gestrebt, und sich gegen uns stets ganz vorzüglich betragen. Während der Metzelei befehligte er nicht im Fort, indem er grade zu einem andern Geschäft gebraucht worden war. Einige Zeit darauf ward er aber auf seinen Posten zurückberufen, wo er gegen die Jakobiner mit aller bisherigen Strenge verfuhr, uns jedoch jede Vergünstigung gestattete, die in seiner Macht stand. Er erlaubte uns, im Meere baden, sogar, am entgegengesetzten Ufer frühstücken zu dürfen. Freron ward von seinen Gesinnungen benachrichtigt, und zugleich von seiner Verachtung gegen ihn, die er tollkühn zeigte. Er ließ Betemps sagen, daß er zu ihm kommen solle. Betemps weigerte sich, zu gehorchen, und als die Commissaire Frerons in das Fort kamen, war er unklug genug, sie elende Lumpe, Diener eines niedern Sultans zu nennen. Der „niedere Sultan" säumte, wie man sich denken kann, nicht, diesen Schimpf durch einen andern zu erwidern. Er erließ einen Verhaftsbefehl gegen Betemps. Wir waren in dessen Zimmer, als man ihm sagte, daß die Gensd'armen kämen, um ihn gefangen zu nehmen. „Gebt mir meine Pistolen, sagte er kalt, und laßt eine Barke unter mein Fenster kommen. Wenn die Bestien mich fangen, soll es ihnen wenigstens theuer zu stehen

kommen." Hierauf ging er, aber ohne seine Schritte im Mindesten zu beschleunigen, und war so glücklich, zu entkommen, noch ehe die Gensd'armen sein Zimmer erreichten. Sie durchsuchten das ganze Fort, schimpften und fluchten und bemächtigten sich endlich seines Sekretairs, gegen den Freron ebenfalls einen Verhaftsbefehl erlassen hatte. Während dieser Zeit verbarg sich Betemps bei einem Freunde, mit dessen Hülfe er sich einige Tage darauf, ungeachtet aller Verfolgung Frerons, nach Livorno einschiffte. Seine Stelle ward sogleich durch einen gewissen Grippe besetzt, der Corporal gewesen war, und sich täglich besoff. Alles dies schien uns der Anfang zu der Wiederholung der vergangenen Schreckenszeit zu sein. Nach reiflicher Ueberlegung beschlossen wir daher, die Freiheit, welche man uns noch gestattete, zur Flucht zu benutzen, ehe man uns wieder in einen Kerker verschlösse und sie uns so ganz unmöglich machte. Betemps hatte uns einige Tage vor seiner Flucht versprochen, die unsere zu erleichtern und sie zu theilen. Tempus est f... campum, sagte er lachend. Doch Frerons Verhaftsbefehl beschleunigte seine Flucht so sehr, daß wir uns über unsere Entweichung nicht mit ihm berathen konnten. Der Commandant Grippe, dessen Name mir so traurige Erinnerungen zurückruft, ließ alle Einlaßkarten erneuern, und Niemand durfte

mehr auf das Fort, als wer Dienstgeschäfte dort hatte, und dem alten, stets bestehenden Befehle gemäß, unsere Dienerschaft; denn außer Louis hatten wir noch ein Mädchen, Namens Franziska, in Dienst genommen.

Unsere erste Sorge war, uns Plätze am Bord irgend eines italienischen Schiffes zu besorgen, welches bald unter Segel gehen sollte. Ein Toskanischer Schiffskapitain war bereit, für einen sehr geringen Preis, zwei junge Leute mit ihren Dienstboten und Sachen an Bord zu nehmen, wenn sie nämlich Pässe hätten. Fehlte aber ein geschriebener, so müsse ein goldener ihn ersetzen. Diese Bedingung schreckte uns anfangs zurück, doch bald darauf hörten wir, daß ein Sekretair der Municipalität unausgefüllte Pässe für zwei bis drei Louisd'or verkaufe, und durch diesen kleinen Handel seinen Unterhalt verdiene. Wir eilten, aus dieser Nachricht Vortheil zu ziehen. Vier Louisd'or verschafften uns jedem einen Paß, den wir nun ausfüllten, wobei wir, bei der genauesten Personsbeschreibung, uns jedoch andere Namen und ein anderes Alter gaben. Im Besitz dieses Schatzes schlossen wir unsern Handel mit dem Toskaner, der in drei bis vier Tagen nach Livorno unter Seegel gehen wollte. Alles dies wurde durch die nämliche Person betrieben, die Betemps zur Flucht behülf-

lich gewesen war, und die, die Rückkehr des Jakobinismus auch für sich fürchtend, mit uns auf demselben Schiffe entfliehen wollte. Obgleich wir ziemlich sicher waren, unangehalten über die Zugbrücke zu kommen, wenn wir die Abenddämmerung wählten, und uns dann in unsere Mäntel wickelten, so hatten wir doch auch die unglückliche Möglichkeit zu bedenken, daß einer von uns erkannt und genöthigt würde, in das Fort zurück zu gehen. Auf diesen Fall hatten wir uns mit einem Stricke versehen, vermöge dessen der sich durch das Fenster retten könnte, während, der Verabredung gemäß, der Andere ihm mit einer Barke zu Hülfe kommen und ihn aufnehmen sollte. Man wird sehen, wie gut diese Vorsicht war, und wie viel Unglück dazu gehörte, das Gelingen des Planes so grausam zu vereiteln.

Der Tag, an welchem das Schiff absegeln sollte, war bestimmt. Den Abend vorher, mit Einbruch der Nacht, wollten wir fliehen und bereiteten hierzu Alles vor. Schon längere Zeit vorher hatten wir durch Louis, in kleinen Sendungen, die wenigen Sachen aus dem Fort geschafft, die wir mitnehmen wollten. Die Nacht sollten wir in dem Hause einer Verwandtin desjenigen zubringen, der alle diese Vorkehrungen geleitet hatte. Nachdem wir ein Wenig zu Mittag gegessen (denn unsere

Spannung raubte uns alle Eßlust), erwarteten wir mit der größten Ungeduld die Dunkelheit, welche unser großes Unternehmen begünstigen sollte.

Es war der 18. November und um $5\frac{1}{2}$ Uhr schon vollkommen dunkel. Wir beschlossen daher, uns um $5\frac{1}{4}$ Uhr auf den Weg zu machen. Wir nahmen uns vor, nicht alle zusammen das Fort zu verlassen, um weniger Veranlassung zum Argwohn zu geben; es ward daher festgesetzt, daß Beaujolais mit Louis vorausgehen, ich aber in einigen Minuten folgen und sie bei'm Hafen treffen sollte, wo sie mich zu erwarten versprachen. Im Fall ich zehn Minuten auf mich warten ließe, sollte dies ein Zeichen sein, daß es mir unmöglich gewesen sei, über die Zugbrücke zu gehen, und dann wollte Beaujolais eine Barke besteigen, und mich mit derselben am Fuße des Thurmes erwarten.

Ehe wir unsern Weg antraten, ging Louis voraus, um zu sehen, ob der Commandant, oder sonst irgend Jemand, der uns erkennen und anhalten könnte, in der Nähe sei. Als er uns sagte, Alles wäre sicher, umarmte ich Beaujolais mit der lebhaftesten Rührung. Nur ungern trennte ich mich von ihm, obgleich alle Aussicht vorhanden war, ihn in wenigen Minuten wieder zu sehen. Er ging endlich in Begleitung des treuen Louis. Die fünf Minuten, nach deren Ablauf ich ihm folgen sollte,

schienen mir entsetzlich lang. Dann, als ich nichts hörte, wickelte ich mich in meinen Mantel, drückte meinen Hut in das Gesicht, und verschloß unser Zimmer, das ich nie wieder zu betreten hoffte. Ich gehe vier Schildwachen vorbei; keine hält mich an. Ich überschreite die gefährliche Brücke, und mich in Sicherheit haltend, dankte ich dem Himmel inbrünstig für meine Befreiung. Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und das Sprichwort bewährte sich an mir. Kaum war ich einige Schritte weiter gegangen, als ich diesen Wirth erblickte, das heißt, den Commandanten. Ich erkannte ihn sogleich an dem weißen Mantel, den er beständig trug. Ich stellte mich jedoch ganz dreist, und hoffte, daß er nicht auf mich achten würde. Trügerische Hoffnung! Er hält mich an, und fragt, wohin ich gehe.

„Was geht es Euch an, Bürger, entgegnete ich. Ich kenne Euch nicht!“ —

„Ich bin der Commandant des Forts, und sah Euch so eben aus demselben kommen.“ —

„Das ist wahr. Ich habe daselbst bei einem Kanonier gegessen, der mein Freund ist, und würde Euch dies sogleich gesagt haben, hätte ich Euch gekannt.“ —

„Nein, Ihr seid ein Gefangener, und — morbleu — Ihr werdet so gefällig sein, auf der

Stelle zurück zu gehen, denn ich muß für Euch haften." —

„Ihr irrt, ich versichere Euch. Ihr haltet mich für Jemand anders." —

„Nein, Ihr seid der älteste Orleans, und ich wiederhole es Euch noch einmal, geht Ihr nicht auf der Stelle zurück, so rufe ich die Wache und lasse Euch zwingen." —

„Das wird unnütz sein, da ich nicht die geringste Lust habe, mich Euch zu widersetzen. Ich wollte in das Theater gehen, wie ich es schon öfters während Eurer Abwesenheit that. Da ich heute Abend das Unglück gehabt habe, werde ich dieses Vergnügens entbehren müssen. Das ist es Alles." —

„Ja, ich stehe Euch dafür ein, daß Ihr es entbehren sollt! Ich werde meine Befehle schon danach geben. Auf der Stelle schließe ich Euch in Eurer Stube ein, und stelle eine Schildwach davor." —

„Ich danke Euch für diese gütige Sorgfalt, und wünsche Euch einen guten Abend." —

Dann stieg ich, gramerfüllt, die Treppe zu meiner Wohnung hinan, einem Unterofficier und einem Füselier folgend. Schon hatte ich mich sicher gewähnt, und nun thürmten sich neue Hindernisse mir entgegen, um so größer, da man gewiß nicht versäumen würde, mir die Flucht unmöglich zu

machen. Keine Minute war zu verlieren; und da man unvorsichtig genug gewesen, mich in dem Zimmer einzuschließen, welches die Aussicht nach dem Meere hatte, mußte ich dies benutzen, und aus dem Fenster springen. Ich traf unser Mädchen, Franziska, an der Thür meiner Stube. Sie wußte um das Geheimniß, und war höchst erschreckt, mich zurückkommen zu sehen. Noch ehe sie ihrem Schrecken Worte gab, zog ich sie mit in die Stube, und verschloß diese zweimal von innen.

„Liebe Franziska, sagte ich, ich bin durch den verwünschten Commandanten erkannt worden, der in das Fort kam, als ich hinaus ging. Er hat gedrohet, mich einschließen zu lassen, und Du mußt daher, da ich glücklicher Weise nach diesem Zimmer gebracht bin, mir behülflich sein, den Strick an dem Fenster zu befestigen; denn späterhin wird es mir wahrscheinlich unmöglich sein, mich zu retten.

„Mein Gott, entgegnete sie in ihrem Patois, Sie werden den Hals brechen, und mich wird man auf die Guillotine schleppen.“ — Dann fing sie an zu weinen. Ich sagte ihr, wenn sie nur Thränen und Seufzer für mich hätte, sollte sie mich lieber allein lassen, wo ich mir dann so gut helfen würde, als es gehen wollte, da mein Entschluß unwiderruflich fest stehe. Das arme Weib versicherte hierauf, daß sie mich nicht verlassen wolle,

daß sie nur für mich fürchte, weil sie mich aber entschlossen sähe, durch das Fenster zu entfliehen, auch sich nicht eher davon entfernen würde, als bis sie mich glücklich unten wüßte. Wir befestigten nun den Strick an einer Art von Haken, ich bat die gute Franziska, dafür zu sorgen, daß er nicht davon losginge, sprang auf das Fenster und vertraute mich dem verrätherischen Seile an. Ich war etwa bis zur Hälfte der Höhe gelangt, das heißt, ungefähr dreißig Fuß, als der Strick riß und ich hinabstürzte, worauf ich das Bewußtsein verlor, nachdem ich Franziska vorher jedoch noch hatte schreien hören: Ah! mairé dé Diou, es mouort, lou pauvre infan!*) Ueber eine Viertelstunde blieb ich wirklich wie todt liegen. Als ich die Augen öffnete, ward ich durch den hellen Mondschein überrascht, und fand mich mit dem halben Körper im Wasser liegend. Ich fühlte heftige Schmerzen im Rückgrade und in dem rechten Fuße, den ich mir jedoch, Dank dem Sande, auf den ich gefallen, nur verrenkt zu haben glaubte. Nachdem ich einige Zeit vergeblich auf die Barke gewartet hatte, mit der Beaujolais kommen wollte, entschloß ich mich, den Hafen zu durchschwimmen, und dann, so gut

*) Ach, Mutter Gottes, er ist todt, der arme Junge!

es ginge, das Haus zu erreichen, in dem wir uns treffen wollten, oder mich an irgend einem anderen, eben so sicheren Orte, zu verbergen*). Doch bald merkte ich an dem ungeheuren Schmerze, daß mein Fuß gebrochen sei. Die Kräfte verließen mich, und kaum reichten sie noch zu fünf bis sechs Stößen hin, mit welchen ich die Hafenkette erreichte, an der ich mich ausruhte. Der Hafen war noch nicht geschlossen, und ich durfte daher hoffen, daß irgend ein Fahrzeug vorbeikommen und mich aufnehmen würde. Ich hatte etwa dreißig Karolin in Golde, die Hälfte dessen, was wir besaßen. Beaujolais hatte die andere Hälfte. Ich hoffte, daß ein Theil dieser Summe, oder, wenn es sein müßte, auch das Ganze, irgend einen Schiffer vermögen würde, mich im Vorbeifahren aufzunehmen. Aber nein! Während zwei gräßlicher Stunden, die ich auf dieser Kette blieb, kamen sieben Kähne vorbei. Vergebens verschwendete ich Bitten und Versprechungen an alle sieben. „Wer bist Du?" — „Ich bin sterbend. Wenn Ihr kommen, und

---

*) Ich erfuhr, daß Beaujolais sogleich eine Barke hatte nehmen und mich aufsuchen wollen, als ich zu der verabredeten Zeit nicht nachkam; aber seiner Versprechungen ungeachtet, hatte kein Schiffer den Hafen noch so spät zu verlassen gewagt.

mich aufnehmen wollt, sollt Ihr Eure Mühe reichlich belohnt finden." —

„Was! entgegneten sie, wir haben keine Zeit!" Dann fügten sie hinzu: „Es kann nur ein Schelm sein, denn was könnte ein ehrlicher Mensch um diese Zeit dort machen?"

Damit ruderten sie weiter. Während dieser Zeit lag ich physisch und moralisch auf der Folter. Die Schmerzen im Fuße und im Kreuze hatten mir ein heftiges Fieber zugezogen und einen Frost, der meinen ganzen Körper schüttelte. Zudem war ich bis zum Gürtel im Wasser, und dies kalte Bad, zwei Stunden lang, und im November, vollendete das Verzweiflungsvolle meiner Lage. Jedes Mal, wenn ich die Ruderschläge eines Fahrzeuges in der Nähe hörte, erwachte meine Hoffnung auf's Neue, aber die fürchterliche Herzlosigkeit dieser Menschen raubte sie mir stets wieder. Schon war ich nahe daran, das Bewußtsein zu verlieren, als ich ein achtes Fahrzeug hörte. Ich nahm den Rest meiner Kräfte zusammen, die Hülfe derjenigen anzuflehen, welche es lenkten. Dies Mal war die Antwort weniger hart, wenn gleich auch nicht vollkommen befriedigend. „Wir können jetzt nicht, riefen sie. Wir müssen erst nach Hause, aber habt nur Geduld, es soll nicht lange währen, und wir sind wieder hier, um Euch zu holen." —

„Ach, meine Freunde, eilt, denn sonst ist Hülfe zu spät. Ich vergehe!“ —

Es war mir schon sehr schwer geworden, diese wenigen Worte herauszubringen, dann aber fiel ich in eine tiefe Ohnmacht, aus der ich erst nach einer Viertelstunde durch das Geräusch der rückkehrenden Barke erweckt wurde. Die Schiffer hoben mich in die Höhe, um mich fortzubringen. Ich war wie gerädert, und jeder Theil meines Körpers so schmerzhaft, daß die Einschiffung mir wahre Qualen verursachte. Als ich in dem Kahne war, fragten sie, wer ich sei. Kaum konnte ich einige Worte stammeln. Dennoch sagte ich ihnen, daß ich sie für redliche Menschen hielte, und daher nicht zweifle, daß sie aus Menschenliebe meine Bitte erfüllen, und mich nach dem Hause bringen würden, das ich ihnen nennen wolle; doch ohne mich mit Fragen zu bestürmen, die ich in meinem Zustande unmöglich beantworten könnte. Uebrigens hoffte ich, diesen Dienst so reichlich zu vergelten, daß sie nicht Ursache haben sollten, ihn zu bereuen. Das Haus, welches ich ihnen nannte, war nicht weit entfernt, und gehörte einem Perückenmacher, Namens Maugin, einem äußerst rechtlichen Manne, dem ich mich unbedingt anvertrauen konnte. Einer der Schiffer sagte mir jetzt: „Ich weiß, wer Sie sind. Ich erkannte Sie sogleich, denn ich habe Sie häu-

fig gesehen, als die Nationalgarde noch die Wache auf dem Fort hatte. Doch ich werde das nicht mißbrauchen; sein Sie darüber ganz ruhig. Ich bin ein guter Royalist, und werde Sie zu Maugin bringen, der mein Freund ist." Diese Versicherung beruhigte mich in der That, und ich erwartete das nicht, was mir begegnen sollte.

Da man mich bei'm Ausschiffen mit eben der Behutsamkeit behandeln mußte, wie bei'm Einschiffen, erregte ich die Neugier einiger vorübergehenden Müßiggänger. Sie blieben stehen und sahen mich an. „Ach, es ist ein Verwundeter! wo bringt Ihr ihn her? Wer hat ihn denn so mißhandelt?" Wieder Andere traten herzu, und die Masse wuchs in jedem Augenblicke. „Es ist nichts, sagte mein Beschützer. Wir haben den Menschen so eben gefunden. Wahrscheinlich wird er betrunken gewesen, mit Jemand in einen Streit gerathen, und von dem so übel zugerichtet worden sein. Wir wollen ihn jetzt nach seiner Wohnung bringen." — In diesem Augenblicke schrie einer der Neugierigen, der näher hinzugetreten und mich ganz genau betrachtet hatte, in seiner abscheulichen Mundart: „Eh! f...o! es oun des Orleans; lou connaisci ben; faut qu' agga vougu s'ecapa *)."

*) Eh! Pest! es ist einer der Orleans; ich kenne ihn sehr gut; er muß haben entschlüpfen wollen.

Sogleich ward nun die Wache herbeigerufen, der Bürger Freron von dem Fange benachrichtigt, den man gemacht hatte, und seine weiteren Befehle gefordert. Vorläufig brachte man mich zu Maugin, und gab mir vier Mann Wache, und noch eine Schildwach vor die Thür. Ich verlangte einen Wundarzt; sein Beistand war mir unentbehrlich, denn ich litt Höllenschmerzen. Man führte einen alten Mann in einer großen Perrücke an mein Lager. Er erklärte, daß mein Bein viel zu sehr geschwollen sei, um darüber urtheilen zu können, und verordnete daher bis zum folgenden Morgen Umschläge. Die ganze Nacht brachte ich körperlich und geistig wie auf der Folter zu. Nachdem ich mich fast überzeugt gehalten, meine Freiheit wieder erlangt zu haben, die ich nun schon zwei und ein halbes Jahr entbehrte, sah ich mich plötzlich, und wahrscheinlich für immer, wieder in die Gewalt Derjenigen gegeben, deren Wuth, welche meine Absicht, zu entfliehen, noch vermehren mußte, ich aus eigener Erfahrung mehr denn zu gut kannte. Ich wußte noch überdies nicht, was aus meinem Bruder geworden war. Wahrscheinlich seines Anblicks für immer beraubt, mußte ich mein elendes Dasein, ohne den Trost seiner Gesellschaft, in irgend einem Kerker hinschleppen, bis man es für gut finden würde, mich zu erwürgen. Zu diesen finsteren Be-

trachtungen, und tausend anderen der nämlichen Art, denke man sich nun noch die Schmerzen hinzu, welche ich an meinem Beine litt, und die wirklich entsetzlich waren.

Damit nichts fehle, wollte Herr Freron auch noch ein Verhör anstellen. Er kam nicht selbst, sandte aber drei Commissaire, sich dieses Geschäftes zu entledigen. Nachdem diese Herren Alles genau untersucht, was sich in meinen Taschen befand, und mein Geld und meine Uhr zu sich gesteckt hatten (Beides erhielt ich jedoch wieder), begannen sie zu fragen:

„Wer bist Du?"

— „Ihr wißt es eben so gut, als ich selbst." —

„Thut nichts, Du mußt auf unsere Fragen antworten, denn wir legen sie Dir im Namen des Gesetzes vor. Noch einmal daher, wie heißest Du?"

— „Anton Philipp von Orleans." —

„Was machtest Du am Fuße der Mauer des Forts Saint-Jean, als man Dich daselbst fand?" —

— „Ich war dahin gefallen, als ich entfliehen wollte." —

„Weshalb suchtest Du zu entfliehen?"

— „Um mich der grausamen Tyrannei zu entziehen, die mich nun schon länger als zwei und ein halbes Jahr gefangen hält, und um meine Frei-

heit wieder zu erlangen, die man kein Recht hatte, mir zu rauben." —

„Was ist aus Deinem Bruder geworden?"

— „Ich weiß es nicht; doch hoffe ich, daß er, glücklicher als ich, sich Eurer Gewalt entzogen hat, und daß Ihr ihn nicht wiederseht." —

„Was ist dies für ein Paß, den wir in Deiner Tasche gefunden haben, und wie bist Du dazu gelangt?"

— „Das ist etwas, was ich nicht zu sagen fest entschlossen bin. Ueberhaupt, ich weiß sehr wohl, daß ich in Eurer Gewalt bin, und daß Ihr mich derselben nicht entlassen werdet, aber ich weiß auch eben so gut, daß ich nichts mehr zu verlieren habe, und erkläre Euch, daß ich durch die Schmerzen meines Fußes genug gepeinigt werde, und daher auf Eure langweiligen Fragen nicht mehr antworten will." —

Wirklich richteten sie auch noch mehrere Fragen vergeblich an mich, dann aber gingen sie, nachdem sie einige eben so vergebliche Drohungen ausgestoßen hatten.

„Er redet etwas irre," sagten sie noch, indem sie sich entfernten. Noch war dies nicht der Fall, aber bald darauf verfiel ich in Phantasien. Der arme Maugin verzweifelte beinahe, und behandelte mich mit aller nur denkbaren Sorgfalt. Ich be-

klagte mich, daß mein Fuß gefroren sei, denn das Blut war darin nicht im Umlauf. Vergebens legte man heiße, beinah glühende Mauersteine herum, ich fühlte sie nicht. „Sie sehen wohl, sagte ich zu Maugin, daß dies Alles unnütz ist. Befreien Sie mich daher von meiner Qual durch einen wohlgezielten Pistolenschuß. Niemand wird darüber Rechenschaft von Ihnen verlangen, und es ist wirklich der größte Dienst, den Sie mir leisten können."

Der arme Mensch brach in einen Strom von Thränen aus. Dieser Beweis menschlicher Gefühle erweckte auch die meinigen wieder, und trug in der That etwas zu meiner Beruhigung bei. Diese fürchterliche Nacht schien mir ein Jahrhundert zu währen. Endlich brach der Tag an. Maugin ging aus, um mir einen guten Wundarzt zu verschaffen. Nach einiger Zeit kam er mit ihm zurück. Er verband meinen Fuß, der, wie er sagte, in der Hauptröhre gebrochen war, und ließ mir mehrere Male zur Ader, wonach ich eine große Linderung empfand. Als er dies gethan, sagte Maugin mir ganz leise, daß er am Hafen Beaujolais getroffen habe, der sogleich, als er mein Unglück erfahren, hätte zu mir eilen wollen, daß er, Maugin, sich aber dagegen gesträubt, aus Furcht, man werde ihn des Einverständnisses mit uns beschuldigen. Beaujolais sei darauf nach dem Fort zurückgekehrt. Einen

Augenblick darauf erhielt ich den Besuch des Commandanten Grippe.

„Ei! sagte er, mit wildtriumphirender Miene, so wollten Sie also in das Theater gehen? Sie wollten mich auf die Guillotine bringen, denn Sie wußten sehr wohl, daß ich für Sie verantwortlich sei. Doch, Gott sei Dank, es ist Ihnen nicht gelungen zu entweichen, und wir werden schon Sorge tragen, daß Sie das Stückchen nicht noch einmal versuchen."

— „Es ist abgeschmackt, zu behaupten, daß ich Sie hätte auf die Guillotine bringen wollen, denn Niemand weiß es besser, als Sie selbst, daß Sie nicht für mich verantwortlich sein konnten, und daß meine Flucht Sie nicht der geringsten Gefahr aussetzte. Glauben Sie übrigens, sich über mich mit Recht beklagen zu dürfen, so sind Sie hinlänglich gerächt, denn ich leide, was ein Mensch nur leiden kann, und Sie können sich daher sehr füglich Ihrer Vorwürfe enthalten." —

„Hören Sie, sagte er darauf, Ihr Bruder ist im Fort, und wünscht sehr, Sie zu sehen. Man wird Jeden von Ihnen einzeln einschließen, und Sie werden künftig nicht mehr zu einander dürfen; doch vorher kann ich Ihnen den Trost gewähren, ihn noch einen Augenblick zu sehen, wenn Sie es wünschen."

— „Ach, ich bitte Sie dringend darum.“ —

Eine Viertelstunde darauf trat Beaujolais weinend zu mir ein.

„Ach, Montpensier, sagte er, Du armer Montpensier, wie mußt Du leiden.“

Ich versicherte ihn, daß meine Körperschmerzen denen der Seele bei weitem nicht gleich kämen, und daß seine Gegenwart mir zum ungemeinen Troste gereiche, obgleich ich innig gewünscht hätte, ihn hier nicht wieder zu sehen. Dann versicherte ich ihn meiner lebhaftesten Dankbarkeit für seine Zurückkunft.

„Ach, entgegnete er, ich fürchte, daß wir keinen Vortheil davon haben werden, denn wir sollen einzeln eingeschlossen werden. Aber ich hätte des Genusses der Freiheit ohne Dich nicht froh werden können*).

Kaum hatte er diese Worte geendet, als Grippe ihn, seiner und meiner Bitten ungeachtet, mit sich wegführte. Wenige Augenblicke darauf erschien ein

---

*) Die bloße Erwähnung dieser Worte, ist, glaube ich, hinreichend, sein Lob zu verkünden, und es wäre unnütz, noch etwas hinzuzufügen, es sei denn, daß dieser Zug der aufopferndsten Freundschaft, so lange ich athme, mit Flammenzügen in meinem Herzen stehen wird.

Commissair Frerons, von mehreren Soldaten begleitet, welche eine Tragbahre bei sich hatten."

„Ich habe den Befehl, sagte er, diesen Gefangenen nach dem Lazarethe bringen zu lassen. Legt ihn daher auf die Tragbahre."

— „Bürger, rief der Wundarzt, welcher neben meinem Bette stand; unmöglich darf dieser Transport jetzt, ohne die größte Gefahr für den Verwundeten, Statt finden." —

„Ich befolge nur meine Befehle."

— „So theilt wenigstens dem Bürger Freron diese Nachricht mit." —

„Gebt mir eine schriftliche Bescheinigung darüber." —

Er that es, und der Commissair ging, aber bald kam er zurück, und sagte, daß der Bürger Freron bei seinem ersten Befehle beharre, es möge auch daraus entstehen, was da wolle. Nur zwischen dem Lazarethe und dem Fort Saint-Jean ließ er mir die Wahl. Ich wählte das Letztere, weil ich meinen Bruder dort dann und wann zu sehen hoffte; auch war es näher, als das Lazareth, welches am andern Ende der Stadt lag. Mir lag Alles daran, den Weg so viel als möglich abzukürzen, während dessen ich mich, auf einer Tragbahre liegend, von Soldaten umringt, den Blicken einer neugierigen und unruhigen Volksmasse aussetzen sollte.

Nicht ganz konnte ich dem entgehen, und es war selbst eine so große Menge versammelt, die mich sehen wollten, daß meine Träger, obgleich von einigen zwanzig Soldaten umringt, nur mit Mühe vorwärts schreiten und das Fort erreichen konnten; und häufig erhielt ich unendlich schmerzhafte Stöße gegen meinen Fuß. Ich fand Beaujolais auf dem Hofe des Forts. Er lief auf mich zu, und sagte mir mit unendlicher Freude, die ich von Grund meiner Seele theilte, daß er hoffe, man werde uns nicht von einander trennen. Ich fragte ihn dann, ob wir in den Kerker gebracht würden? „Nein, entgegnete er. Wir werden in den Zimmern eingeschlossen, welche wir erhielten, als wir den Thurm verließen. Ich wurde auch wirklich dorthin getragen, und hatte den unendlichen Trost, nicht von Beaujolais getrennt zu werden. Die erste Nacht auf dem Fort, also die zweite nach meinem Unglücke, brachte ich unter den fürchterlichsten Schmerzen zu. Beaujolais ließ sich dreimal zum Commandanten führen, den er bat, die Brücke herunter zu lassen, damit man einen Wundarzt holen könnte. Die härteste Weigerung war die einzige Antwort, welche er erhielt.

„Mein Bruder stirbt, sagte Beaujolais, und Sie haben seinen Tod zu verantworten, wenn Sie nicht erlauben, daß man einen Wundarzt holt.“

— „Ich frage den Teufel danach, antwortete der Commandant. Mag er krepiren, wenn er Lust dazu hat, das geht mich nichts an. Die Brücke darf unter keinem Vorwande heruntergelassen werden. Und daß man mich nicht mehr mit Bitten deshalb belästigt; das langweilt mich." —

Beaujolais zeigte ihm seine ganze Verachtung, und ich blieb bis am Morgen eine Beute der fürchterlichsten Schmerzen, und in beständigem heftigen Phantasiren. Dessen ungeachtet empfand ich, Dank sei es der Mühe und Geschicklichkeit meines Wundarztes, schon nach zwei bis drei Tagen merkliche Linderung, und nach neun Tagen verließ mich das Fieber ganz. Die treue Franziska trat ihren Dienst wieder an, sobald wir in das Fort zurückkehrten, und kam mit einigen erfolglosen Drohungen davon; eben so war es auch mit Louis. Er hatte meinen Bruder bis zum Hafen begleitet und ging zwei bis drei Stunden darauf nach dem Fort, wo er sich, bei der Nachricht unserer Entweichung, höchst überrascht stellte. Man verhörte ihn, man drohte ihm, aber er blieb fest, und es geschah ihm nichts. Ein Mensch kam jedoch in Verlegenheit, und zwar einer, den wir nicht kannten, und nie gesehen hatten. Dies war der Sekretair der Municipalität, der unsere Pässe unterschrieben hatte, noch ehe sie ausgefüllt worden. Er ward verhaftet, und

blieb drei Monate im Gefängnisse. Erst da wurde er entlassen, als man den Handel erfuhr, welchen der andere Sekretair getrieben. Dieses Letzteren konnte man jedoch nie habhaft werden. Der Freund Betemps, der so viel zur Erleichterung unserer Flucht gethan, segelte am Morgen des bestimmten Tages auf dem Schiffe ab, das auch uns an Bord nehmen sollte. Nie werde ich den Augenblick vergessen, als Maugin, am Morgen nach der so schmerzvoll durchwachten Nacht, aus dem Fenster sah und dann sagte:

„Dort segelt eben ein Schiff ab."

— „Unter welcher Flagge?" rief ich.

„Unter Toskanischer."

Es war das unsrige. O! mein Gott! jetzt wäre ich also in Freiheit, könnte mich mit meinem Bruder gemeinschaftlich dieses schönen Gefühls freuen; statt dessen — — welcher grausame Contrast!

Ich blieb vierzig Tage im Bette. Dann erst fing ich an, mich auf meinen Füßen aufrecht erhalten zu können; doch nur mit der größten Anstrengung machte ich zwei bis drei Schritte, wobei ich noch zu beiden Seiten unterstützt werden mußte. Noch funfzehn Monate nachher hinkte ich, und erst nach dieser Zeit verlor sich die Geschwulst meines Fußes ganz. Doch zurück in das Fort, wo wir

noch einige Monate zu verleben hatten, und nicht so guten Kaufes loszukommen hofften.

Die Assignaten verloren täglich mehr an ihrem Nennwerthe, und unsere Unterhaltungsgelder waren bis auf vierzig Sous Silberwerth gesunken, obgleich man uns nach und nach für den Verlust zu entschädigen suchte; und mit diesen vierzig Sous sollte Beaujolais und mein, Franziska's und Louis Unterhalt bestritten werden. Es ist wahr, daß sie den pomphaften Namen von 2000 Franken führten, und eine solche Summe täglich, hätte wohl hinreichend sein sollen. Aber dieser Wortpracht ungeachtet, wurden wir es beim Einkauf von Fleisch und Gemüse, Holz und Kohlen, nur zu gut gewahr, daß wir nicht mehr als vierzig Sous besaßen. Unmöglich wäre es uns gewesen, dabei zu bestehen, hätten wir nicht das wenige Geld, von dem ich früher sprach, so wie einige kleine Summen, die uns meine Mutter von Zeit zu Zeit schickte, zuzusetzen gehabt. Endlich, gegen Ende März oder April 1796 hatten die Assignaten gar keinen Werth mehr, und Niemand wollte sie nehmen. Wir baten daher die Administratoren, uns baares Geld zu geben. Sie antworteten, daß sie uns nichts als Assignaten geben könnten, davon sollten wir jedoch so viel erhalten, als wir selbst verlangten, aber nicht einen Sous baar. Wir dankten ihnen

für ihr Papier, das uns nichts helfen konnte, und zogen uns mit dem, was wir hatten, und was wir von meiner Mutter erhielten, so gut als möglich aus dem Handel. Während dieser ganzen Zeit ersuchten wir meine Mutter dringend, eine Auswechselung der in Frankreich zurückgehaltenen Bourbons gegen die vier oder fünf Volksrepräsentanten zu bewirken, welche in Oesterreich verhaftet worden waren. Zum Theil glückte dies auch, denn die Repräsentanten erhielten ihre Freiheit, sobald Madame, die Tochter Ludwigs XVI., Frankreich, nach vorhergegangener Erlaubniß, verlassen hatte. Unser Schicksal erlitt aber keine Aenderung, und wir beklagten uns über eine Gleichgültigkeit, die uns noch gar kein Ende unserer Gefangenschaft absehen ließ. Man gewöhnt sich nie an eine ähnliche Lage. An uns selbst hatten wir den traurigen Beweis. Obgleich wir nun schon drei Jahre im Gefängnisse zugebracht, war unser Verlangen, es zu verlassen, wenigstens eben so groß, als zu Anfang unserer Haft. Durch jeden Courier erhielten wir von meiner Mutter das Versprechen, unsere Befreiung nächstens zu bewirken. Sie setzte sogar eine bestimmte Zeit fest, aber stets verging diese, ohne unsere Freilassung. Sie hatte uns gerathen, eine Bittschrift nur dann selbst einzureichen, wenn sie es uns sagen würde. Sie sagte es; wir schrieben,

und — ohne Erfolg. Gegen Mitte des Mai schrieb sie uns, daß ihre vortreffliche Freundin, Madame de la Charce (eine ihrer Ehrendamen) in kurzer Zeit nach Marseille kommen, und uns Alles mitbringen würde, was wir uns schon längst gewünscht hätten. Mit unendlicher Ungeduld erwarteten wir sie. Endlich kömmt sie in Marseille an. Maugin, der gute Maugin, den wir auf die Lauer gestellt hatten, kommt eilig, und benachrichtigt uns von ihrer Ankunft. Er hat sie gesehen, gesprochen, und in einer Minute wird sie im Fort sein. Sie kömmt; unser Anblick greift ihre Gesundheit an; sie erholt sich, sie bricht in Thränen aus. Wir umarmen sie, und bestürmen sie mit Fragen über die Nachrichten, die sie uns bringt; endlich erfahren wir mit Schmerz, daß unsere Freilassung noch immer im Werke ist, und daß sie nur Briefe meiner Mutter, einige mündliche Aufträge und einige Geschenke für uns hat. Unsere Täuschung war bitter, aber wir suchten ihr dies so gut als möglich zu verbergen. Dann hörten wir mit der größten Theilnahme alle die Einzelnheiten, die sie uns über die Schicksale und die gegenwärtige Lage unserer Mutter mittheilte*), und dann war es uns

*) In Folge des Gesetzes gegen die Verdächtigen, ward die Herzogin von Orleans im September

auch unmöglich, die Freundschaftsbeweise dieser trefflichen Frau nicht mit Dankbarkeit und Rührung anzuerkennen. Von dieser Zeit an, bis zu unserer

---

des Jahres 1793 verhaftet, und nach dem, zum Gefängniß umgeschaffenen Luxemburg gebracht. Dort erwartete sie jeden Tag den Tod. Elisabeth hatte das Schaffot im Juni 1794 bestiegen. Man gab den Befehl, die Herzogin von Orleans vom Luxemburg nach der Conciergerie zu bringen. Dies war das sichere Zeichen ihres Verderbens. Der Muth eines unbekannten Menschen, Benoit, Schließers im Luxemburg, rettete die Fürstin. Unter dem Vorwande, daß sie krank sei, weigerte er sich, sie den Abgeordneten des Wohlfahrts-Ausschusses, welche kamen, um sie nach der Conciergerie zu führen, zu übergeben. Nur dieser Weigerung verdankte die Herzogin von Orleans ihr Leben. Aber man suchte sie durch Mißhandlungen zu kränken. Mit dieser Frau, die durch ihre Tugenden so achtungswerth ist, sperrte man eine öffentliche Lustdirne in das nämliche Gefängniß. — — Der 9. Thermidor (27. Juli 1795) setzte endlich allen diesen Gräueln ein Ende. Die Herzogin von Orleans ward nach einem Krankenhause (die Anstalt Belhomme, in der Charonne-Straße) gebracht, wo sie wenigstens einiger Freiheit genoß. Dann erst konnte sie sich, mit Hoffnung eines glücklichen Erfolges, mit dem Schicksale ihrer Kinder beschäftigen. (Anmerkung der Herausgeber.)

Befreiung, versäumte sie nicht einen Tag, unsere traurige Wohnung zu besuchen, und linderte so, durch ihre Gegenwart und die Beweise ihrer Freundschaft, das Bittere unserer Existenz.

Im Anfang des Monats Juni ward der, welcher während der Metzelei Commandant des Forts gewesen war, als Gefangener dorthin gebracht. Die Jakobiner hatten ihm den Untergang geschworen, und äußerten laut, daß sie selbst kommen würden, wenn man sich nicht beeilte, ihn zu richten. Auch ließen sie die Absicht blicken, uns bei dieser „Abfertigung" mit einzuschließen, indem sie die „schändlichen Capets" (so nannten sie uns) der Theilnahme an dem Blutbade beschuldigten. Pages, der Ex-Commandant*), ließ uns durch den Schließer, welcher glücklicher Weise ein rechtlicher Mensch war, aus seinem Gefängnisse sagen, er wisse für gewiß, daß man uns in die Anklage gegen ihn, mit verwickeln wolle, und lasse uns hievon benachrichtigen, damit die Ueberraschung bei dieser Beschuldigung nicht unangenehme Folgen für uns habe. — Nur dies fehlte noch, um das

---

*) Der Unglückliche ward einige Zeit nach unserer Befreiung durch die Jakobiner verurtheilt, und, als überwiesener Theilnehmer des Blutbades, erschossen.

Schreckliche unserer Lage zu vervollkommnen. Keinem Zweifel war es unterworfen, daß man für falsche Zeugen und Richter, à la Robespierre sorgen würde, wenn wir vor einem Tribunal erscheinen müßten, und daß wir es nur verlassen würden, um die Guillotine zu besteigen. Aber die Jakobiner waren damals nicht allmächtig, wenn sie auch viel Gewalt hatten. Die Mehrzahl der Administratoren bestand sogar nicht einmal aus ihren Mitgliedern. Ohne dies wären wir sicher (noch zwei Jahre nach Robespierre's Tode) ein Opfer ihrer grausamen Verfolgung geworden. Dennoch waren wir von völliger Sicherheit weit entfernt, denn wenn sie uns nicht auf richterlichen Ausspruch morden konnten, so war doch der Weg des einfachen Mordes in ihrer Gewalt, und ganz ihren Grundsätzen angemessen. Auch versuchten sie ihn, doch, Gott sei gepriesen, vergeblich.

Eines Abends, als Frau von la Charce (welche, wie gesagt, den größten Theil des Tages bei uns zubrachte) nach ihrer Wohnung zurückgegangen war, kam Maugin, der ehrliche Perrückenmacher, in Schweiß gebadet, und die Bläße des Todes auf seinem Gesichte, zu uns.

„So eben, sagte er, hörte ich fünf bis sechs der wüthendsten Jakobiner über Ihr und Pages Schicksal berathschlagen; endlich kamen sie über-

ein: Ihnen noch diesen Abend ihren „Besuch“ abzustatten (dies war ihr Ausdruck), sobald es dunkel geworden. Ich habe den Schließer, auf den Sie sich verlassen können, davon benachrichtigt, und theile auch Ihnen dies mit, damit Sie hinlänglich verschanzt sein können, wenn sie wirklich in das Fort dringen sollten. Dann können Sie sich hier vertheidigen, bis Allarm geschlagen wird und man Ihnen zur Hülfe herbeieilt. Wir dankten dem guten Maugin, und bereiteten uns vor, seinen Rath zu befolgen. Als Jener uns verließ, stürzte Louis außer Athem in unser Zimmer, und schrie: „Ben vito! la barro de ferro contra la porta! Soun din lou fort, à quei b..... de jacobins; les aye vis*)! Kaum gesagt, war es auch schon geschehen. Die Stange (denn wir besaßen wirklich eine) ward gegen die Thür gestemmt, und außerdem noch ein Bratspieß, so daß wir wenigstens zwanzig Minuten Widerstand leisten konnten. Als alle diese Vorkehrungen beendigt waren, sagte uns Louis, daß er in der Cantine**), als er, um etwas zu trinken, dort gewesen, gesehen hätte, wie fünf

*) Schnell die eiserne Stange gegen die Thür. Sie sind im Fort, diese B..... von Jakobinern; ich habe sie gesehen.

**) Die Schenke im Fort.

bis sechs Jakobiner den Schließer überfielen, um ihm die Schlüssel zu nehmen, nachdem er es verweigert, sie ihnen freiwillig zu überliefern. Die Wache hatte durchaus keinen Theil an dem Streite genommen, der Schließer sich aber muthig gewehrt. Dieser Bericht war durchaus nicht erfreulich, und versetzte uns in die peinlichste Lage. Seit kurzer Zeit besaßen wir ein Paar Pistolen, die Louis kaufte. Wir luden sie, und nahmen Jeder eine, fest entschlossen, unser Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Louis bewaffnete sich mit einem großen Küchenmesser, und Franziska — — weinte. Kurze Zeit darauf hörten wir vom ersten Hofe her bedeutenden Lärm; wir beobachteten während dessen das tiefste Schweigen. Endlich schwindet der Lärm, und unsere Angst mit ihm, als eine halbe Stunde vergehet, ohne daß wir den erwarteten Besuch erhalten und Alles stille scheint im Fort. Eine Stunde vergeht, und es ereignet sich noch nichts. Auf Kundschaft konnten wir Niemand schicken, denn die Schildwach durfte nach Anbruch der Dunkelheit keinen von uns hinauslassen. Auch wollten wir unsere Vertheidigungsmaßregel nicht zerstören. Nachdem wir uns einige Zeit über unsere Befürchtungen unterhalten und uns Glück gewünscht hatten, daß die Gefahr vorübergegangen sei, gingen wir zu Bette, und schliefen auch bald darauf ein.

Man hat vollkommen Recht, zu sagen, daß es Wohlthaten des Augenblicks giebt; unser Schlaf war dahin zu rechnen. — Gegen Mitternacht wurden wir plötzlich durch heftige Schläge an unsere Thür erweckt. Nie war wohl ein Erwachen schrecklicher. Franziska schrie laut auf; wir sprangen mit gleichen Füßen zum Bette hinaus und liefen zur Thür, fest entschlossen, sie nicht zu öffnen.

„Was will man von uns?“ schrie ich.

— „Ihr habt nicht das Recht, Euch hier einzuschließen; wir müssen hinein.“ —

„Sagt uns erst, wer Ihr seid.“

— „Die Nacht-Ronde.“ —

„Nie sind wir ihrer Untersuchung unterworfen gewesen; wer Ihr daher auch seid, und was Eure Absicht sein mag, wir öffnen Euch die Thür auf keinen Fall.“ —

Ruhig hörten wir die nun folgenden Drohungen an, ohne zu antworten. Die Lärmenden gingen endlich, und wir schöpften wieder Athem. Ich glaube wirklich, die arme Franziska wäre gestorben, hätte der Auftritt noch länger gewährt. Schon war sie in Ohnmacht gesunken. — Wir gingen wieder zu Bett. Nach etwa einer Stunde hatten wir denselben Lärm, den nämlichen Auftritt an unserer Thür. Dies Mal antworteten wir jedoch gar nicht, und bald war Alles ruhig.

Am folgenden Tage erfuhren wir, daß der Urheber dieses Lärms ein betrunkener Corporal gewesen sei, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, eine Nachtronde durch alle Gefängnisse des Forts zu machen. Zu einer andern Zeit würde uns eine solche Störung mehr geärgert, als erschreckt haben. Doch nach der beunruhigenden Nachricht, die wir so eben empfangen hatten, brachte sie, wie man sich denken kann, keinen geringen Schreck hervor. In Hinsicht auf den Anschlag der Jakobiner erfuhren wir, daß die Wache dem Schließer zu Hülfe gekommen war, und die Bande zum Fort hinausgetrieben hatte.

Gegen Mitte des August kam der damalige Commandant, Namens Moriancourt, eines Tages zu uns. Er war ein wenig Jakobiner, aber dennoch ein rechtlicher Mann. Er versicherte uns, wie leid es ihm thäte, uns in einer so unangenehmen Lage zu sehen. Dann sagte er, daß er Alles, was in seiner Macht stehe, thun wolle, um sie zu erleichtern. Das heißt, er wolle uns bessere Zimmer einräumen, und uns die Erlaubniß geben, im ganzen Fort, ohne Wächter, oder irgend eine andere Beschränkung, umher zu gehen, wenn wir ihm auf unser Ehrenwort versicherten, diese Begünstigung nicht zur Flucht zu benutzen. Mit Freude und Dankbarkeit nahmen wir sein Erbieten an.

Dennoch ward es uns fast leid, uns durch unser Ehrenwort den Weg zur Flucht so gänzlich gesperrt zu haben; indessen hofften wir auch, nach den Versprechungen unserer Mutter, die damals bestimmter als je waren, daß wir nicht Ursache haben würden, dies zu bereuen. Zwei Tage darauf bezogen wir eine sehr angenehme Wohnung, welche die Aussicht nach dem Meere hatte, und ehemals zu der des Commandanten gehörte. Auch benutzten wir fleißig die Erlaubniß, im Fort umhergehen zu dürfen. Alle diese Vergünstigungen waren uns noch überdies um so angenehmer, da sie die Vorläufer unserer gänzlichen Befreiung zu sein schienen. Wir vermutheten auch, daß Montaincourt, selbst bei dem besten Willen, es nicht über sich genommen haben würde, uns alle diese Freiheiten auf seine eigene Verantwortung zu gewähren, wäre er nicht von irgend einem seiner Oberen dazu berechtigt worden. Wir ließen ihn diese Vermuthungen jedoch natürlich nicht merken. Eben so wenig thaten wir, als glaubten wir, seine Freundschaft erkauft zu haben, das heißt, durch kleine Geschenke, die wir ihm von Zeit zu Zeit gemacht, und die er stets gütig auf- und annahm. Uebrigens hatten sich Andere, die ebenfalls Geschenke von uns erhalten, so unfreundlich gegen uns betragen, daß wir ihm noch Dank schuldig waren, wenn er sich der stillschwei-

gend eingegangenen Verbindlichkeit erinnerte. Auch beschränkte er sich späterhin nicht auf die bereits erwähnten Vergünstigungen, denn er erlaubte uns, im Meere, am Fuße des Forts, zu baden. Doch läugnete er nicht, daß er zu diesem letzteren durch den General Willot*) befugt worden sei, welcher kürzlich in Marseille angekommen war, und die unbeschränkteste Gewalt besaß. Das anti-jakobinische Verfahren, welches dieser sogleich nach seiner Ankunft in Marseille eintreten ließ, änderte die ganze Lage der Dinge. Die Jakobiner verloren alle Macht. Einige der Schuldigsten kamen in das Gefängniß, die Andern verbargen sich. Unser Commandant gab jetzt vor, diese Bande stets verabscheut zu haben, aber er vergaß, daß wir ihn kurz vorher eine ganz entgegengesetzte Sprache führen hörten; oder vielmehr, er schämte sich nicht, gleich so vielen Andern, stets ein Anhänger der stärkern Parthei zu sein.

Wie dem auch sei, wir erfreuten uns der glücklichen Wendung, obgleich wir nicht vergessen konnten, daß unser Käfig, wenn auch noch so sehr aus-

---

*) Der General Willot ist erst vor ganz kurzer Zeit gestorben. Nach der Restauration war er zum Gouverneur von Korsika ernannt worden. (Anmerkung der Herausgeber.)

gedehnt und erweitert, dennoch stets ein Käfig bleibe. Auch konnten unsere erbitterten Feinde täglich wieder die Macht über uns erlangen, und wer durfte wohl daran zweifeln, daß sie dann das Versäumte mit Eifer nachzuholen streben würden? Wir beschlossen, unserer Mutter diese Ansicht auf das Nachdrücklichste und Bestimmteste auseinanderzusetzen, denn obgleich sie unsere Freilassung eifrig betrieb, so schien sie sich doch an einige der Bedingungen, unter welchen sie erfolgen sollte, zu stoßen; zum Beispiel, daß wir nach Amerika gingen. Die Reise nach Cochinchina, oder nach Japan, würde uns herrlich geschienen haben, wäre unsere Freiheit der Preis gewesen. Wir baten sie daher dringend, zu bedenken, daß, wenn sie diese Bedingung, die uns vortheilhaft schien, hartnäckig verweigerte, und andere, vielleicht sogar weniger vortheilhafte, zu erhalten suchte, sie ihre Kinder entweder dem Beile der Jakobiner, die heut oder morgen ihre Macht wieder erhalten könnten, oder, was uns noch schrecklicher sei, einer ewigen Gefangenschaft aussetze. Diesen Bemerkungen fügten wir noch den Bericht dessen hinzu, was die Jakobiner in der letzten Zeit gegen uns theils unternommen, theils zu unternehmen gedroht hatten; Frau von la Charce ergänzte hier und dort etwas, und wir vertrauten dann dies Alles der Sorge des ehrlichen Maugin, der

sich zu unserm Gesandten angeboten hatte, und Marseille sogleich verließ, um nach Paris zu gehen.

Man kann sich vorstellen, mit welcher Ungeduld wir seiner Rückkehr entgegen sahen. Uebrigens mußten wir einen ganzen Monat darin verharren, denn erst nach Ablauf dieser Zeit sahen wir unsern treuen Geschäftsträger wieder. Er brachte uns noch wieder nichts, als Versprechungen, ab so bestimmter Art, daß wir anfingen, uns den freudigsten Hoffnungen zu überlassen. Meine Mutter schrieb, sie habe, ihrer persönlichen Abneigung ungeachtet, eingewilligt, daß wir das Meer durchschifften, um in einem andern Welttheile ein neues Vaterland zu finden. Dies schiene die erste und unerläßliche Bedingung unserer Befreiung zu sein, und unser Glück sei ihr theurer, als das ihrige. In Folge dieser Einwilligung sei das Directorium bereit, uns aus dem Fort Saint-Jean zu entlassen, und uns nach Amerika einzuschiffen, sobald sie (meine Mutter) die Nachricht erhalten hätte, daß mein ältester Bruder nach eben diesem Welttheile unter Segel sei; denn die Herren hätten sie aufgefordert, dies als Preis unserer Freiheit, von ihm zu verlangen. Ohne Zögern hatte er geantwortet, daß er sich glücklich fühle, ein Ereigniß beschleunigen zu können, das ihm so sehr, und seit so langer Zeit, am Herzen liege. Man erwartete daher nur noch die

Nachricht, daß er von Hamburg abgereist sei; denn das argwöhnische Directorium wollte den Befehl zu unserer Freilassung nicht eher unterzeichnen, als es von der Abreise meines Bruders überzeugt war. Endlich erhielt es die Gewißheit, und der Befehl ward ausgefertigt*). In den ersten Tagen des Octo-

*) Die Herzogin schrieb ihrem ältesten Sohne, dem Herzog von Orleans, ihn bittend, er möge Europa verlassen: „Möge die Aussicht, die Leiden Deiner armen Mutter zu lindern, das Schicksal der Deinigen zu erleichtern, zur Befestigung der Ruhe Deines Vaterlandes etwas beizutragen, Deine Großmuth beleben.“ — Sogleich antwortete der Herzog von Orleans seiner Mutter durch folgenden Brief:

„Wenn meine theure Mutter diese Zeilen erhält, sind ihre Befehle erfüllt, bin ich auf der Reise nach Amerika.....“

„Ich glaube zu träumen, wenn ich daran denke, daß ich in kurzer Zeit meine Brüder umarmen, wieder mit ihnen vereint sein soll. Jetzt habe ich Mühe, mich davon zu überzeugen, und sonst dachte ich nicht, daß unsere Trennung möglich sei.“

„Ich sage dies übrigens nicht, um mich meiner Bestimmung wegen zu beklagen; nur zu wohl habe ich es erfahren, daß mein Schicksal noch ungleich schrecklicher sein konnte. Ich werde mich sogar durchaus nicht unglücklich fühlen, wenn ich nur, mit meinen Brüdern wieder vereinigt,

bers ward uns diese erfreuliche Kunde*). Leichter ist es, sich die Freude vorzustellen, die wir darüber empfanden, als sie zu beschreiben. Dennoch war sie nicht ungetrübt. Der Befehl war zwar gegeben, aber die Ausführung desselben schien sich noch lange verzögern zu können. Schon die Wahl des Schiffes, dessen Ausrüstung und dergleichen, das mußte wenigstens einen Monat fortnehmen, und was konnte sich in einem Monate nicht Alles ereignen, um unsere Lage wieder zu verschlimmern. Der Commissair der Marine, welcher mit der Vollziehung jenes Befehls beauftragt war, hatte die Artigkeit,

---

höre, daß unsere verehrte Mutter so glücklich ist, wie sie es den Umständen nach sein kann; und wenn ich einst noch meinem Vaterlande zu dienen, zu seiner Ruhe, und folglich auch zu seinem Glücke etwas beizutragen vermag. Kein Opfer, demselben dargebracht, ist mir je zu theuer gewesen, und so lange ich lebe, wird es keins geben, was ich nicht willig darzubringen bereit wäre†).

*) Der gute General Willot beeiferte sich, uns zu benachrichtigen, daß er officiell die Nachricht erhalten habe.

†) Diese Nachrichten, so wie dieser Brief, sind aus einem Werke von vier Theilen entnommen, welches dem Herrn von F... zugeschrieben wird, und dessen Zweck die Berichtigung der „Histoire de la Conjuration d'Orleans, par Monjoie" ist. (Anmerkung der Herausgeber.)

uns zu besuchen, und verbarg uns die ökonomischen Beschränkungen nicht, welche das Directorium bei den zu treffenden Maßregeln verordnet hatte. Er erklärte uns, daß er den Befehl habe, unsere Ueberfahrt am Bord eines Schiffes zu verdingen, welches von dem Gouvernement der vereinigten Staaten ausgerüstet wurde, um 80 Amerikaner, die aus der Sclaverei der Algierer losgekauft worden, nach ihrem Vaterlande zurück zu bringen. „Das Fahrzeug, sagte er, ist klein, schmutzig, unbequem, und bei der großen Zahl der Passagiere würden Sie es dort sehr schlecht finden." —

— „Viel, sehr viel besser, als hier, entgegnete ich, und daher denken Sie, um des Himmels Willen, nur daran, uns recht bald an Bord dieses Schiffes zu bringen." —

„Doch, wenn Sie etwas warteten, würde sich ohne Zweifel eine bessere Gelegenheit finden."

— „Nichts kann schlimmer sein, als solche Erwartung, und selbst den Aufenthalt im untersten Schiffsraume würden wir unserem hiesigen vorziehen." —

„Nun wohl, sagte der ehrliche Commissair, so will ich denn mein Möglichstes thun, die Erfüllung Ihrer Wünsche zu beschleunigen, und zu gleicher Zeit trachten, Ihnen eine bequeme Ueberfahrt zu verschaffen."

Seiner guten Absicht und seiner Mühe ungeachtet, konnte die Sache dennoch nicht schnell gehen, denn die losgekauften Sclaven mußten noch drei Wochen in der Quarantaine von Marseille zubringen, und wir durften nicht daran denken, vor Ablauf dieser Zeit unter Segel zu gehen. Drei Wochen in einer solchen Lage sind drei Jahrhunderten gleich.

Unsere Gefangenschaft bestand übrigens seit jenem Befehle eigentlich nur noch dem Namen nach. Doch dieser Name, vereinigt mit der Möglichkeit, ihn jeden Augenblick wieder zur Wirklichkeit werden zu sehen, reichte hin, die Freiheit zu vergiften, deren wir schon genossen. Fast alle Abende gingen wir mit dem Commandanten Moriancourt aus, der sich deshalb nur vor den Jakobinern zu scheuen hatte, da der General Willot seine Einwilligung dazu gegeben. Zuweilen gingen wir in das Theater, in eine kleine Loge, wo wir nicht gesehen werden konnten; zuweilen gingen wir auch zum Abendbrod zu der guten la Charce, und innig war dann die Freude von beiden Seiten, wenn auch nicht ganz ungetrübt, denn immer noch mußten wir die Jakobiner fürchten. Sah Moriancourt einen, wenn wir mit ihm über die Straße gingen, so fürchtete er gleich, abgesetzt, angeklagt und verurtheilt zu werden. Wurde stark an die Thür geklopft, so mußte es irgend ein Municipalbeamter oder Administrator sein,

der gehört hatte, wir wären hier, und sich nun mit eigenen Augen überzeugen wollte. Die Herren hatten übrigens wirklich Kunde von unseren nächtlichen Ausflügen erhalten, und zeigten sie dem General Willot an, der sehr wohl darum wußte. Er mußte aber dennoch, nothgedrungen, viel Aufsehens darüber machen, läugnete jedoch die Wahrheit, und ließ uns unter der Hand ersuchen, nun das Fort nicht eher wieder zu verlassen, als bis er uns die Erlaubniß dazu ertheilen könnte, was jedoch, wie er hoffte, nicht mehr lange währen dürfte. Einige Tage vor diesem glücklichen Ereignisse ward der Commandant Moriancourt auf Befehl des General Willot verhaftet, und kam in den Kerker, weil er zwei berüchtigte Jakobiner, die seiner Obhut anvertraut waren, entspringen lassen, und man Ursache hatte, zu glauben, daß er mit ihnen im Einverständnisse gewesen. Der Unglückliche sollte durch eine Militair-Commission gerichtet werden, und ward dann, aller Wahrscheinlichkeit nach, zum Tode verurtheilt, wenn wir nicht auf höchst dringendes wiederholtes Bitten vom General Willot, dem Präsidenten jener Commission, seine Begnadigung ausgewirkt hätten.

„Ich kann Ihnen nichts verweigern, sagte er, und es gereicht mir zur wahren Freude, Ihre Bitte zu erfüllen. Aber auch nur so konnte der Elende

gerettet werden, den ich mit leichter Mühe der niedrigsten Bestechlichkeit überwiesen hätte. Wegen seines Betragens gegen Sie, ist er glücklich genug gewesen, sich Ihre Verwendung zu verschaffen, und ich verspreche Ihnen, daß er begnadigt werden und wissen soll, wem er dies zu verdanken hat, obgleich ich glaube, daß er gegen Sie häufig nicht ganz uneigennützig handelte."

Wir dankten dem trefflichen Manne mit all der Herzlichkeit, die ein solcher Dienst erforderte, baten ihn jedoch, Moriancourt nicht wissen zu lassen, welchen Theil wir an seiner Begnadigung hätten.

Nachdem wir in unbeschreiblicher Ungeduld das Ende der Quarantaine unserer künftigen Reisegefährten erwartet hatten, wurden wir endlich durch den Consul der vereinigten Staaten (Hrn. Cathalan) davon benachrichtigt. Er eilte selbst zu uns, es uns zu sagen, und sein Betragen gegen uns war in jeder Hinsicht ausgezeichnet. Er verweigerte nicht allein, im Namen seines Gouvernements, die Bezahlung für unsere Ueberfahrt nach Amerika, anzunehmen, sondern er beschleunigte auch noch unsere Abreise, indem er durch ununterbrochene Mühe und Anstrengung alle Hindernisse beseitigte, die sie zu verzögern vermochten. Er trieb seine Gefälligkeit sogar so weit, daß er uns, bis zur Zeit unserer Abreise, sein eigenes Haus zur Wohnung anbot,

indem er sich für uns verbürgte. Der General Willot willigte mit Freuden in diesen Vorschlag, aber der Commissair des Gouvernements, welchem die Vollstreckung des Befehles unserer Einschiffung übertragen war, widersetzte sich eifrig, indem er behauptete, daß wir das Fort nur verlassen dürften, um das Schiff, welches uns tragen sollte, zu besteigen.

„Nun, sagte der General Willot, so laßt sie sogleich einschiffen."

— „Ich willige ein, entgegnete der Andere, jedoch unter der Bedingung, daß das Schiff 50 Grenadiere zur Besatzung erhält, bis es unter Segel geht." —

„Die Grenadiere, erwiderte der General, sind meine Sache, die werde ich besorgen."

In Folge dieser Verhandlung, von der wir jedoch, wie sich von selbst versteht, erst später in Kenntniß gesetzt wurden, schickte der General Willot einen seiner Adjutanten zu uns, und ließ um die Erlaubniß bitten, diesen Mittag bei uns essen zu dürfen. Zugleich bat er, in den höflichsten Ausdrücken um Verzeihung, daß er uns nicht zu sich einlade, allein die Umstände machten ihm dies unmöglich. Diese Bitte verursachte uns viel Freude, und schien uns den besten Erfolg zu versprechen. Den wahren Grund ahneten wir jedoch nicht.

Gegen drei Uhr kommt endlich der General, bittet nochmals, seiner Dreistigkeit wegen, um Entschuldigung, und fragt dann, ob wir nicht irgend eine angenehme Neuigkeit zu erfahren erwarteten.

„Ja, entgegneten wir. Man hat uns versichert, daß unser Schiff in wenigen Tagen zur Reise bereit sein werde; aber schon seit langer Zeit sagt man uns dasselbe, und während dessen sind wir noch immer in diesem traurigen Fort."

— „Und wenn ich nun käme, Sie daraus zu entführen?" —

„Ach, das ist unmöglich!"

— „Nun wohl, entgegnete er, so wissen Sie denn, ich bin gekommen, um selbst das Vergnügen zu haben, Ihnen zu sagen, daß Sie noch diesen Abend Ihren Kerker verlassen sollen, den Sie mit so vielem Rechte verabscheuen." —

„Wie, um nie wieder zurück zu kehren?"

— „Nein, wenigstens nicht ohne Ihren eigenen Wunsch." —

Bei diesen Worten, denen wir kaum trauen zu dürfen glaubten, sahen wir uns erst, keines Wortes mächtig, an, und stürzten dann Einer in des Andern Arme. Wir lachten, weinten, sprangen umher, kurz, während einer ganzen Viertelstunde, schienen wir vollkommen toll zu sein. Dann erst erfuhren wir durch den General, daß unser

Schiff zwar nicht vor fünf bis sechs Tagen unter Segel gehen würde, daß er uns aber schon jetzt, gemeinschaftlich mit dem Commissair des Gouvernements (jedoch bloß der Form wegen), an Bord desselben bringen würde. Kaum sollten wir aber eine Viertelstunde dort gewesen sein, so würde er uns einen Kahn senden, um uns nach dem Hause des Consuls Cathalan abholen zu lassen. Dort könnten wir bis zur Abfahrt wohnen, und gehen wohin wir wollten, möchten jedoch Sorge tragen, uns am Tage nicht zu sehr bemerken zu lassen. Von ganzer Seele dankten wir dem trefflichen Manne, der uns diesen köstlichen Vorgeschmack vollkommener Freiheit gewährte, und setzten uns zu Tische, nicht sowohl, um zu essen, als um uns der innigsten Freude zu überlassen, die, gleich dem Kummer, die Eßlust vertreibt. Nach dem Essen benachrichtigte man uns von der Ankunft des Gouvernements-Commissairs, der, als er zu uns in das Zimmer trat, in ziemlich grobem Tone zum Generale Willot sagte:

„Euch, General, glaubte ich nicht hier zu finden.“

— „Bürger, entgegnete der General, scheinbar dessen Worte mißverstehend, wir Soldaten sind an eine große Pünktlichkeit gewöhnt, und die glaubte ich auch dies Mal nicht versäumen zu dürfen.“ —

Sogleich ward nun der Aufseher der Gefängnisse des Forts herbeigerufen, und nicht ohne große Bewegung sahen wir unsere Namen von den Listen streichen, auf denen sie so unendlich lange gestanden hatten. Dann wurde unsere Freilassung einregistrirt, und nachdem alle diese Förmlichkeiten beendigt waren, sagte man uns, daß wir jetzt das Fort verlassen dürften.

Unmöglich ist es, zu beschreiben, mit welchem Gefühle ich über die Zugbrücke ging, mit welchem Gefühle ich eine Vergleichung anstellte, auf welche schreckliche Art ich früher hinüber ging, auf welche erfreuliche jetzt. Das erste Mal, als ich das unglückliche Fort betrat, in welchem ich drei und ein halb Jahr bleiben sollte, das zweite Mal, als man mich nach meiner verunglückten Flucht darüber in das Fort zurücktrug. Kaum vermochte ich den Gedanken zu fassen, daß ich diese Brücke zum letzten Male beträte, und man wird es nicht unnatürlich finden, daß ich fürchtete, in einem angenehmen Traume zu sein, aus dem ich jeden Augenblick erweckt werden konnte. Am Ausgange des Forts fanden wir ein zahlreiches Commando Grenadiere, welches uns bis zur Chaluppe begleitete, in der der General Willot und der Commissair des Gouvernements sich mit uns einschifften, grade wie man es uns gesagt hatte. Nachdem wir eine Viertel-

stunde auf unserem Schiffe gewesen, fuhren wir zu Herrn Cathalan, der uns mit offenen Armen empfing, und wo wir die Frau von la Charce und den General Willot fanden. Auf die angenehmste Weise brachten wir die fünf oder sechs Tage bis zu unserer Einschiffung bei ihm zu. Gleich wahren Nachtvögeln gingen wir nur im Dunkeln aus. Das Theater entzückte uns, und auch die übrige Zeit verging höchst angenehm. Dennoch waren wir der kaum verlassenen höllischen Wohnung so nahe, und der Gefahr, dahin zurück geführt zu werden, so sehr ausgesetzt, daß wir mit Sehnsucht die Stunde unserer Abfahrt herbeiwünschten. Unbeschreiblich war daher unsere Freude, als man uns sagte, unser Schiff solle am folgenden Morgen unter Segel gehen. Die ganze Nacht vorher schliefen wir nicht einen Augenblick, und am 5. November 1796 gingen wir, um sieben Uhr des Morgens, mit dem General Willot, dem Consul Cathalan und der Frau von la Charce an Bord. Maugin und die arme Franziska begleiteten uns ebenfalls, um uns auf dem Schiffe das letzte Lebewohl zu sagen. Das Volk, welches von unserer Abreise wußte, versammelte sich in Massen. Der Rand des Hafens, sogar das entgegengesetzte Ufer des Meeres war mit Menschen überfüllt; die Fenster und Wälle des Forts gleichfalls. Die Meisten wünschten uns Glück

zu unserer endlichen Befreiung, Andere beneideten uns, und Einige sprachen laut den Wunsch aus, durch eine gute Fallthür des Schiffes von der „schändlichen Race" so bald als möglich befreit zu werden.

Während dessen wünschte uns der General Willot in der Eil, mit größter Innigkeit eine glückliche Reise, und einst eine noch glücklichere Rückkehr, versicherte uns seiner Anhänglichkeit an die gute Sache, und sprach laut die Hoffnung aus, ihr einst noch nützlich zu werden. Die vortreffliche la Charce war unbeschreiblich ergriffen, und, der Ohnmacht nahe, mußte sie das Schiff verlassen, ohne uns Lebewohl zu sagen. Franziska weinte heiße Thränen, und der ehrliche Maugin bezeigte uns seine aufrichtige Theilnahme*). Endlich ward der Anker gehoben, die Segel blähten sich, die, welche in Frankreich bleiben sollten, bestiegen eilig ihre Kähne und tausend Lebewohle wurden in der Hast noch gewünscht und erwidert. Schnell entrückte ein hef-

---

*) Weshalb mag der Herr Verfasser Louis nicht erwähnen? Was aus ihm geworden, weshalb er in diesem Augenblicke nicht auch Abschied nimmt, weiß man nicht, und doch hätte man seinem früheren Betragen nach, wohl vermuthen dürfen, daß er nicht so ohne Spur verschwinden würde.
(Der Uebersetzer.)

tiger Wind uns dem Lande, in welchem wir so unglücklich gewesen waren, und dessen Glück wir dennoch nicht aufhörten zu wünschen.

Der Wind wendete sich bald uns entgegen. Wir mußten 23 Tage im Mittelländischen Meere bleiben, und waren daher gezwungen, in Gibraltar anzulegen. Der damalige Gouverneur, General O'Hara, machte uns unsern kurzen Aufenthalt höchst angenehm. Alle seine Aufmerksamkeiten schmeichelten uns um so mehr, da sie so unendlich gegen die Behandlung abstachen, die wir so lange erduldet hatten. Diese ausgezeichnete Aufnahme war eine Vorbedeutung der unbegrenzten Gastfreundschaft, welche uns späterhin in England ward.

Nach einer Reise von drei und neunzig Tagen, nicht weniger langweilig als lang, kamen wir in Amerika an. Dort wurden alle unsere Sorgen, wenn auch nicht vergessen, doch unendlich gelindert, durch den Gedanken der wiedererlangten Freiheit, und durch das unbeschreibliche Glück, einen geliebten Bruder in unsere Arme zu schließen, den wir nun schon seit so langer Zeit nicht gesehen hatten.

Inhalts-Verzeichniß.

April 1793.

Seite

Verhaftung in Nizza. 16

Abreise von Nizza; Verhaftung zu Aix; Weg-
schaffung nach Marseille unter Eskorte. . 23

Ankunft in Marseille; Ich komme in das Palais;
Ich werde nach dem Fort unserer lieben
Frauen von der Hut gebracht, wo ich meinen
Vater, meinen Bruder, meine Tante und
den Prinzen von Conti treffe. . . . 32

Mai 1793.

Erstes Verhör vor dem Tribunal. . . . 58

22. Mai 1793.

Ich werde nach dem Fort Saint-Jean gebracht,
in einen Kerker des Thurms geworfen, von
meinem Vater und meinem Bruder getrennt. 62

August 1793.

Mein Bruder erhält die Erlaubniß, mich zu
besuchen. 93

Die Armee des General Carteaux besetzt Mar-
seille und das Fort. 96

Seite

Unsere neuen Hüter erlauben uns, zu einander zu kommen, und die freie Luft auf der Terrasse zu genießen. 100
Drei Commissaire kommen, um meinen Vater zu holen; er reist den 23. October ab. . . 110
Wir erfahren den Tod meines Vaters. . . 117

3. April 1794.

Der Prinz von Conti kömmt zu uns in unser Gefängniß. 132

1. Mai 1794.

Wir verlassen unser bisheriges Gefängniß, und erhalten eine bessere Wohnung. . . . 148

Juli 1794.

Schrecken des Prinzen von Conti. . . . 159
Seine Furcht war ohne Grund. . . . 163

27. Juli 1794.

Robespierre's Fall. 168

20. August 1794.

Wir erhalten Briefe aus Paris. . . . 169
Entzweiung mit dem Prinzen von Conti. . 172
Wir geben ihm das Geld zurück, welches er uns geborgt hatte. 172
Wir erhalten den vierten Theil des Geldes, welches meine Mutter schon seit längerer Zeit für uns überschickt hatte. 174
Wir erhalten das Fort zum Gefängniß. . . 174
Zwei Menschen stehlen uns Alles, was wir haben, unter dem Vorwande, unsere Flucht zu befördern. 178

1795.

Seite
Wir erhalten eine bessere Wohnung. . . . 180
Der Rest des Geldes, welches meine Mutter uns geschickt, wird uns ausgezahlt, und ich erhalte 72 Louisd'or, welche ich in Nizza gelassen hatte. 181
Niedermetzelung der im Fort gefangen gehaltenen Jakobiner. 186
Wir sind einem gefangenen Engländer zur Flucht behülflich. 196
Gegen Ende Augusts erhalten meine Tante und der Prinz von Conti ihre Freiheit. . . 198
Frerons Ankunft. 202
Er wechselt den Commandanten des Forts, mit dem wir sehr zufrieden waren. . . . 203
Wir entwerfen den Plan, zu entfliehen. . . 205

18. November 1795.

Wir entschließen uns zur Flucht. Mein Bruder geht vor mir fort, und kömmt glücklich aus dem Fort. 207
Als ich das Fort verlasse, werde ich durch den Commandanten erkannt, und zurückzukehren gezwungen. 209
Ich entfliehe vermittelst eines Seiles durch das Fenster. 211
Das Seil reißt, ich breche das Bein. . . 211
Ein Boot nimmt mich endlich auf. . . . 214
Bei dem Ausschiffen werde ich erkannt u. verhaftet. 215
Mein Bruder erhält die Nachricht meines Unglücks, und kehrt in das Fort zurück, um mein Loos zu theilen. 219

Seite

Ich werde nach dem Fort gebracht. . . . 222
Sinken der Assignaten. 226

1796.

Ankunft der Frau von la Charce. . . . 228
Wir werden benachrichtigt, daß die Jakobiner uns ermorden wollen. Sie dringen in das Fort, und werden durch die Wache vertrieben. 232
Wir erhalten eine sehr gute Wohnung, und die Erlaubniß, gegen Verpfändung unseres Ehrenwortes, spazieren zu gehen. . . . 235
Unser Schicksal verbessert sich mehr und mehr. . 237
Man willigt endlich ein, uns in Freiheit zu setzen, unter der Bedingung, daß wir nach Amerika gehen. 238
Unsere Freude wird durch die Nothwendigkeit gemindert, die Abfahrt des Schiffes zu erwarten, welches zu unserer Aufnahme bestimmt ist. . 241
Artigkeit des Consuls; der General Willot holt uns aus dem Fort ab, um uns einzuschiffen. 248
Nachdem wir eingeschifft worden, kehren wir an das Land zurück, um in der Wohnung des Consuls die Abfahrt des Schiffes zu erwarten. 250

5. November 1796.

Wir reisen ab. 251

STAATSBIBLIOTHEK BERLIN